Das kleine alte novellenbuch

Das kleine alte novellenbuch

Das kleine alte Novellenbuch

von

Leo Greiner

Ausgewählt aus den „Altdeutschen Novellen"

Erich Reiß Verlag, Berlin

Inhalt

(In den Klammern, soweit bekannt, der Name des altdeutschen Verfassers.)

Vorwort

Die vorliegende Veröffentlichung bildet eine gedrängte Auswahl aus meinen „Altdeutschen Novellen“: veranlaßt durch die warme Sympathie und herzliche Beurteilung, die mein Versuch, die schönsten unter den Verserzählungen des deutschen Mittelalters in einer liebevoll nachzeichnenden Prosa zu erneuern, über ganz Deutschland hin gefunden hat, bezweckt sie, bei geringerem Preise, die Kenntnis und den Genuß der Novellenschätze unserer alten Literatur in einer Anzahl vortrefflicher Stücke nun auch der breiteren Menge der Lesenden möglich zu machen.

Wenn es auch nicht anging, auf dem verringertem Raume die ganze Vielfältigkeit der Arten und Motive, welche die altdeutsche Novellistik gepflegt und zum Teil zu hoher Blüte gebracht hat, vor dem Leser zu entfalten, so sollten doch die einzelnen Stücke manches von dem Reichtum enthüllen, der in der Gesamtheit jener Literatur verschüttet liegt: der Wechsel von Ritter-, Mönchs- und Pfaffen-

geschichten, Bürger- und Bauernnovellen, komischen und ernsten, rein novellenhaften und mehr balladesken Motiven neben einem Märchen, zwei Fabeln und einigen Marienlegenden mag immerhin eine Vorstellung davon vermitteln, wie weit der Begriff der Novelle gefaßt werden muß, um alle Möglichkeiten jener Erzählungskunst zu umspannen. In der Überzeugung, daß es sich hier um ein nationales Gut handle, das lange genug in den Archiven und Büchereien verborgen gelegen, glaubten wir, der Verlag und ich, durch diese engere, wohlfeile Auswahl jene Welt der Schnurren und Schwänke, Abenteuer und Schicksale in einigen schönen und charaktervollen Stücken jenem Teile der Lesenden wieder zuführen zu können, der auch zur Zeit, als diese Geschichten entstanden, ihr wichtigstes und verstehendstes Publikum gebildet hat.

Leo Greiner

Adam und Eva

Jedermann weiß, wie es kam, daß Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben wurden. Da lebten sie nun jämmerlich, machten sich ein Hüttlein und saßen darin in großer Reue und Klage. So blieben sie sieben Tage lang, ohne zu essen, als aber der achte Tag verschied, hungerte es sie, so daß sie sich am neunten Tage aufmachten, zu suchen, womit sie sich des Hungers erwehren möchten. Aber da war nichts andres zu finden als Kraut, Laub und Gras, die auch den Tieren zur Nahrung dienen. Da sprach Herr Adam, der heimatlose, weise Mann: „Weh uns, daß des Teufels Untreue uns um das Paradies betrog, darin wir der englischen Speise genossen, und wir nun hier essen müssen, was für die Tiere ist!“ Da entgegnete Eva weinend: „Adam, mein lieber Herr, gewähre, worum ich dich bitte, und

nimm mir das Leben, ob Gott vielleicht dich wieder zurücknähme und ließe dich bei ihm bleiben. Denn durch meine Schuld hast du deine Freuden verloren, zu denen Gott dich erwählt hatte." „Eva, so sollst du nicht sprechen", sagte Adam, als er ihre Rede vernahm, „damit nicht Gott noch grimmiger an uns räche, was wir wider ihn getan haben. Laß uns lieber eine Buße auf uns nehmen, so schwer, als es unsrer Sünde geziemt, damit Gott sich gnädig unserer erbarme und uns wieder in seine Huld aufnehme. Es ist ein Wasser, das heißt Tigris mit Namen und fließt aus dem Paradiese her: da sollst du nackend hineingehn und dich auf einen Stein stellen, tief bis an dein Kinn, und während du so stehst, Gott um nichts bitten und keinen Laut der Klage von dir geben. So bleibe vierunddreißig Tage! Ich selbst aber will vierzig Tage lang die gleiche Buße im Flusse Jordan tragen, vielleicht, daß Gott uns dann wieder gnädig wird."

Sogleich ging Eva, wo sie das Wasser Tigris fand, und tat, wie Herr Adam sie geheißen hatte. Dieser eilte indes zu dem Flusse Jordan,

um unverzüglich mit der Buße zu beginnen. Jämmerlich sah sie ihm nach, als er in das Wasser stieg. „Ich bitte dich, Wasser Jordan", begann Adam zu beten, „und die Fische, die darinnen sind, und euch, ihr Vöglein in den Lüften, und alles Getier auf Erden, daß ihr mir weinen helft und meinen großen Kummer klagen. Denn ihr seid unschuldig daran, ich bin's allein, der gesündigt hat." Als er so gesprochen hatte und um sich blickte, sah er, daß das Wasser sein Fließen ließ: die Tiere und die Vöglein und alle Geschöpfe halfen ihm klagen. So standen sie achtzehn Tage lang.

Das aber ärgerte den Teufel, der von je alle guten Dinge nur mit Schelsucht ansah, auf das grimmigste, denn er dachte, wenn sie so zu Ende stünden, würden sie sich zuletzt noch mit Gott versöhnen und wieder zurückgenommen werden. Er nahm daher die Gestalt eines Engels an und begab sich sogleich zu dem Wasser, in dem er Eva weinend stehen fand, begann mit ihr zu weinen und sprach arglistig: „Was stehst du hier so allein? Mich dauert dein Elend. Dein Weinen ist zu Gott gekommen, auch Adams Klage

ward gehört: da baten wir Engel für euch und Gott ließ sich erbitten: nun tritt aus dem Wasser und ruhe dich aus! Denn mich hat Gott zu dir gesandt, daß ich dich zu Adam führe, und ihn auf die gleiche Weise tröste. Dann soll ich euch wieder nach dem Paradies zurückgeleiten."

Eva glaubte ihm die Lüge, wurde von Herzen froh und stieg aus dem Wasser, wo der Teufel sie sogleich empfing. Ihre Haut war von der Kälte gebleicht wie ein falbes Kraut, ohnmächtig fiel sie zu Boden. Aber der Teufel hub sie wieder auf und führte sie sofort dahin, wo Adam in Klagen stand. Als dieser die beiden kommen sah, brach er weinend in noch heftigeren Jammer aus: „Weh dir, Eva, weh dir, weh! Du bist zum andern Mal betrogen von dem, der uns schon einmal verriet und um das Paradies gebracht hat! Erneuert ist unsre Missetat, weh über seine falsche Rede!" So quälte sich Herr Adam, Eva aber, als sie dies vernahm und erkannte, daß sie den Teufel bei sich habe, fiel vor Betrübnis zur Erde auf das Gras und rief: „Was hab' ich dir getan, o Satan, daß du uns zu jeder Stunde verfolgst?

O wie brennen mich meine alten Wunden!" Und leidvoll sagte Adam: „Weh, was bist du uns gar so gram? Hab' ich dir deine Ehre genommen? Ist es durch unsere Schuld geschehen, daß du deine Herrlichkeit verloren hast?" Da seufzte der Teufel tief auf und sprach: „Wie magst du mir dies sagen? Dein ist die Schuld, wenn ich mit meinen Genossen verstoßen ward, und ich hasse dich mit Recht. Denn Gott, unser aller Schöpfer, gebot mir bei seiner Gnade, ich solle dich, den er nach seinem Ebenbilde geschaffen, daß er ihm gleich wäre, anbeten, doch ich wollte es nicht. Denn mich hat er schöner und eher geschaffen als dich, so geziemte es dir, daß du mich anbetest. Alle Engel beteten dich an, nur ich nicht. Da forderte mich Michael, der Engel hehrster, auf, mit ihnen anzubeten. Ich aber rief, die Rede wäre mir Wind und leicht möchte Gott mich erzürnen, daß ich mit meinem Throne gen Mitternacht säße und ihm gleich würde. Da ward ich auf Gottes Gebot herabgestoßen und fuhr in schauerlichem Sturz hernieder in Elend und Fremde. Sollte ich euch nun in den Freuden lassen, von denen ich vertrieben ward? So riet ich

denn deinem Weibe, von dem verbotenen Obst zu essen, und betrog sie, daß sie ihre Buße verließ. Und so will ich immerdar tun und vernichte dich und dein Geschlecht." Da weinte Adam und flehte zu Gott, er möge ihm Trost und Rat verleihen und geben, daß der Verräter ihm nicht obsiege, und befahl sein Leben und seine Seele dem Herrn. Als Gott seine Treue sah, erfüllte er ihm sein Gebet und befreite ihn von seinem Kummer: der leidige Feind verschwand und er sah ihn nie wieder. Da Adam die Gnade erkannte, wollte er an Gott nicht verzagen und stand die ganzen vierzig Tage, bis seine Buße zu Ende war. Da sprach Eva: „Freue dich, daß du nicht betrogen bist gleich mir! Denn darum will der Herr dir Freude und ewigliches Leben geben. Festige dein Gemüt und behüte dich vor jeglichem Leiden! Denn ich will nun von dir gehen, meine Schuld ist so groß, daß ich nicht wert bin, deine Genossin zu sein. So laß mich meines Endes harren!" Damit machte sie sich auf, um von ihm zu gehen. Das Scheiden tat ihnen beiden weh, sie hätten Blut weinen mögen. Sie ging und wanderte gegen Sonnen-

untergang, bis ein Gewitter sie zwang, sich eine Hütte zu zimmern. Aber es fiel ihr schwer, denn sie verstand nichts davon. Sie trug ein Kind mit Kummer unterm Herzen, denn sie wußte nicht damit umzugehen. Die Zeit nahte, da sie es zur Welt bringen sollte, die Wehen warfen sie darnieder, aber nirgends war Ruhe für sie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Da rief die Freudenarme: „Oh weh, daß ich je geboren ward, um durch Schuld den Zorn meines Schöpfers zu erregen! Nun hab' ich niemand, bei dem ich Rat fände als Gott, der mich geschaffen hat! Er sende mir den Tod oder helfe mir von meinen Nöten!" Aber Gott hörte sie nicht, denn er zürnte ihr noch. Da rief sie: „Oh weh, daß ich nun niemand habe, der mir einen Trost geben möchte! So groß ist meine Schuld, alle Geschöpfe sind mir gram. Wüßt' es doch Herr Adam! Wüßt' ich, wen ich fände, es ihm zu künden, ich wollt' es ihm sagen lassen! Nun will ich euch gerne bitten, dich, Sonne, und auch euch, Sterne, wenn ihr gen Sonnenaufgang kommt, helft mir und sagt es meinem lieben Herrn, wie große Pein ich leide!"

So erhielt Adam Kunde von Evas Not. Weinend hub er sich von dannen, bis wo er sie in ihrem Jammer fand. Als sie seiner ansichtig wurde, rief sie ihm entgegen: „Adam, mein lieber Herr, nun bitte du Gott, daß er sich über mich erbarme! Vielleicht erhört er dich, denn meiner Sünde ist so viel, daß meine Bitte nichts vor ihm gilt.“ Da betete Adam fleißig zum Herrn, daß er gedenken möge, wie seine Geschöpfe sich vermehrten, wenn sie ein Kind zur Welt brächte, und ihm Lob und Ehre davon erwüchse. Da tat Gott, worum er ihn bat, erbarmte sich über Eva und sandte ihr zwölf Engel, die ihr beistehen sollten. Denn da sie noch nie dergleichen erduldet hatte, wußte sie nicht, was beginnen, bis Michael sie belehrte und ihr sagte, was sie zu tun habe. Er selbst half mit der Hand dazu und hielt Eva auf der einen Seite, die übrigen Engel auf der andern Seite. Keine Kaiserin hat je so herrliche Ammen gewonnen als hier die arme Eva in ihrer Not. Sankt Michael aber sprach: „Eva, du mußt heilig sein um deines Gatten willen. Denn diesen hat Gott erkannt, daß er uns zu dir gesendet und seinen Zorn

gestillt hat." Da ward ein schönes Kind geboren, das wurde Kain geheißen, das sprang sogleich auf und lief hin und brachte ein grünes Kräutlein und gab es seiner Mutter.

Als dies sich zugetragen und so ihr Leid gewendet war, bereitete sich Adam, um mit seinem Gesinde wieder gen Sonnenaufgang zu ziehen. Michael mußte ihn lehren, wie man arbeitet und das Feld bestellt, davon die Erde heute noch trägt: er wies ihm alle Samen, unter denen sie die besten wählten, damit Adam von ihren Früchten zu leben vermöchte; er nannte ihm die Tiere und Vögel, reine und unreine, bis er alles wohl zu unterscheiden verstand. Dann segnete er die Vertriebenen und fuhr mit den andern Engeln gen Himmel.

Da begann Adam die Erde zu bebauen. Von ihm erstand ein großes Geschlecht, dreißig Söhne und dreißig schöne Töchter, die wieder viele Männer und Frauen zeugten. Er lebte neunhundertunddreißig Jahre, bis der Herr dem Tod befahl, ihn mit sich aus diesem Jammertale zu nehmen.

Crescentia

Einst herrschte zu Rom ein König, mit Namen Narcissus, dem hatte das Schicksal alles geschenkt, bis auf eins: er besaß keinen Erben. Da gebot er seinen Untertanen, fleißig zu Gott zu beten, daß er seines Kummers befreit und ihm ein Sohn geboren würde. Kurz darauf genas seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, lieblicher Zwillinge, deren jeder Dietrich genannt wurde. Als nun der König und die Königin starb, entstand im Reiche große Not, da man nicht wußte, welchem von den beiden Brüdern das rechtmäßige Königtum gebührte. Da gebot der Papst, daß derjenige König werden sollte, der zuerst ein Weib gewinnen würde. So erzog man denn die beiden edlen Kinder, bis sie so weit herangereift waren, daß sie Schwerter tragen konnten.

Nun besaß ein König in Afrika eine wunder-

schöne Tochter, Crescentia mit Namen, um die bewarben sich die Brüder beide, von gleicher Liebe entflammt. Der Vater wunderte sich darob, der Senat aber entschied, man solle den Streit also schlichten, daß ein Ring gebildet werde: welchen dann die Jungfrau wolle, dem möge das Reich gehören. Nun war der eine Dietrich ein Held von erlesener Schönheit und wurde im Land nicht anders als der schöne Dietrich genannt, der andre aber war schwarz und von fahler Gesichtsfarbe, so daß er allgemein nur der ungetane Dietrich hieß. Als sie sich nun aber beide in den Ring begaben, wählte die Jungfrau nicht den schönen, sondern den häßlichen von ihnen, dem also Rom und der Lateran von diesem Tage an untertänig wurden.

Kaum war der ungetane Dietrich zum Königtum gelangt, so gedachte er mit einem kräftigen Heere über Meer zu ziehen, um daselbst einen mächtigen König zu bezwingen. Da befragte er seine Ratgeber, wo er indessen sein schönes Weib lassen solle, daß sie in Ehren seiner Rückkunft harre. Sie rieten, er möge sie heim in ihr Land, zu ihrem Vater senden, da wäre sie in guter Hut. Aber den König

jammerte, daß sie ihm also rieten. Er begab sich zu der Königin, tat ihr kund, was gesprochen worden, umarmte sie innig und rief: „Mich erbarmt, daß ich dich deinem Vater senden soll, und tut mir von Herzen weh. Ich fürchte, wenn ich den Tod gewinne, sie verstoßen dich aus dem Reich. Nun rate du mir, daß ich nach deinem Willen handle.“ Da sprach die gütige Frau, wie es ihr zu Mute war: „Wo immer Ihr mich hinsenden wollt, ich vermöchte nichts dawider zu tun. Sollt' ich aber Euer Ratgeber sein, so nehm ich es auf meine Treue, daß ich eher sterben wollte, als solche Schmach erdulden. Mein Vater würde nur glauben, ich selbst hätte das verschuldet mit Unzucht und Missetat, und mich verachten. Darum, lieber Herr, sende mich nicht übers Meer, und bedenke dich eines Bessern!“ „So rate mir!“ sprach der König, „und was du willst, wird geschehen.“ Da entgegnete sie: „Dein Bruder Dietrich ist ein Mann von solcher Tugend und Kühnheit, ihm übergib dein Reich und mich, so kannst du in Sicherheit dahinziehen.“ So befahl er denn vor einer großen fürstlichen Versammlung sein Weib der brüderlichen

Hut, indem er sie bei den Händen nahm und selbst dem Bruder zuführte, und fuhr mit seinem Heere von dannen.

Der böse Satan aber verblendete den schönen Dietrich, daß er begann seines Bruders Weib zu begehren. Als der höllische Mann ihr davon sprach, ward sie traurig und entgegnete: „Was habt ihr mit Eurem Verstande getan, o Herr? Bin ich doch Eures Bruders Weib und Not und Schande erwüchse uns davon!" Da sprach der Treulose: „Ich will mich rächen, so sehr ich es vermag, denn du hast mir Schmach angetan, als du meinen Bruder nahmst, der ich doch wahrlich besser zu dir paßte an Schönheit und edlem Sinn. Aber du sollst mir die Missetat büßen und am Ende du es sein, die in der Schande bleibt." Da ersann sie tief in ihrem Herzen eine List, wie sie das Unheil abzuwenden vermöchte. „Herr", sagte sie, „wenn du willst, daß ich dir zu Willen bin, so gehe hin und heiße Steine hauen und einen hohen starken Turm erbauen, daß wir darin vor dem Zorn der Römer geschützt seien. Denn wenn sie es erführen, wir wären verloren und sie steinigten uns." Da ließ er frohen Herzens sogleich den Turm

aus Stein und Blei aufbauen und sagte ihr's an, als er fertig war. Da hieß sie ihn, er möge den Turm mit Schlössern bewahren, damit sie sicher seien, dann gebot sie ihm, Speisen hineinzuschaffen, damit sie nicht hungerten; endlich befahl sie, er möge durch seinen Kapellan verschiedene Heiligtümer aus Rom und dem Lateran hineinbringen lassen, damit sie davor ihrer Sünden Fülle bekennen und Gottes Gnade erlangen möchten. Als dies alles vollbracht war, nahm sie den Schlüssel und ging Hand in Hand mit ihm zu dem Turme. Er war fröhlich und der Aufstieg dünkte ihn eine Ewigkeit. Da sie nun in das Gemach traten, sprach er: „Hier sollst du nun die Glut meines wunden Herzens stillen. „Es sei," entgegnete sie und hieß ihn zuerst eintreten. „Vom Aufstieg glüht mir der Leib, von Begier meine Seele", sagte er und trat ein. Da schloß sie fest die Tür hinter ihm, wie sie sich vorgenommen hatte. Was er auch flehte und schwor, sie ließ sich nicht erbitten und sprach: „Deiner Eide bedarf es nicht. Du hast Brot, Wein, schönes Bettzeug und allerlei Gerät. Auch die Heiligen sind dir nahe. So mögest du denn dort deines

Herrn warten." Niemand erfuhr, daß sie hin eingesperrt hatte. Des Morgens, als man die Messe sang, drängte sich das Volk und brach in Klage aus, weil der Herr nirgends zu finden war. Auch Crescentia weinte. Aber nicht um ihn, sondern weil sie gedachte, ob Gott ihren Mann heil wieder heimkehren lassen würde.

Als der Winter kam, eilte der König mit seinen Mannen heim in sein Land. Boten sprengten voraus und verkündeten es der Herrin. Da erhob sie sich, ging über den breiten Hof, begab sich heimlich in den Turm und rührte leise den Türring. „Wen hör' ich an der Pforte stehen?" kam die Stimme von innen. „Habt Ihr noch Lust herauszukommen?" fragte die gütige Frau: „Sagt an, wie ist Euch zu Mut?" „Wohl möcht' ich hinausgehen, wenn Ihr mir gnädig wärt", entgegnete er, „aber ich bin voll Angst, daß ich dies verwirkt habe. Zwei Jahre bin ich nun hier gesessen, ich fürchte, der König wird mich fortjagen." Da schloß sie das Türlein auf und sprach: „Wirb, daß Gott dir gnädig sei! Ich will verschweigen, was du getan hast." Dabei küßte sie ihn auf den Mund:

„Lieber wollt' ich selber Pein leiden", sagte sie, „als daß dir um meinetwillen Unheil widerführe." Verstohlen kam er in die Burg und als es tagte, verkündete der Kämmerer allüberall in der Burg, daß sein Herr zurückgekommen sei. Crescentia empfing ihn vor den Leuten und begrüßte ihn auf das lieblichste. Dann hieß sie ihn fortgehen, daß er seinen Bruder empfange.

Aber er hatte seinen Sinn nicht geändert nnd brannte nach Rache an ihr. Den Leuten erzählte er eine Lügenmär, daß er entführt worden und die zwei Jahre gefangen gelegen. Dabei sann er nichts, als wie er die Frau in Leiden zu stürzen vermöchte. Als er ausgeritten war und den König nahen sah, nahm er zwölf seiner Mannen beiseite und gelobte, ihnen viel von seinem Gute zu geben, wenn sie ihm beiständen, auszuführen, was er im Sinne habe. Da reckten sie die Hände empor und schwuren ihm's zu. Nun sagte er ihnen, was die Frau vorgeblich alles getan habe, und bat sie, sie sollten insgemein bestätigen, was er vor dem König sprechen werde, als ob sie es selbst gesehen hätten. Da begannen sie zu klagen, daß eine so

gütige Frau auf solche Weise ins Verderben gebracht werden solle, und der weiseste unter ihnen erhob warnend seine Stimme. Aber Dietrich rief ihm zornig zu, so werde es die letzte Bitte sein, die er an ihn richte, so daß auch er, wenngleich schweren Herzens, sich zufrieden gab.

Als nun der König auf dem breiten Felde dahergeritten kam und seines Bruders ansichtig wurde, rief er ihm sogleich entgegen: „Wie geht es meinem lieben Weibe? Denn sie ist mir lieber als das Leben.“ „Sie hat in einer Weise enthaltsam gelebt“, antwortete der Bruder, „das müsse Beelzebub an ihr walten. Ich schäme mich der Worte. Da, fragt diese Knechte, die sollen's Euch sagen.“ „Sprich, Bruder“, erwiderte der König, „ist ihre Schuld so, daß ich sie dennoch behalten und mit ihr altern kann? Denn wenn ihrer Untaten zu viele wären, so will ich nimmer nach Rom kommen.“ — „So mögt Ihr denn erfahren, wie es sich damit verhält: Ihre Unzucht hat sich so weithin verbreitet, daß sie ungebeten jedem Manne zu Willen war, der meinen Hof besuchte.“ Da weinte der König und rief: „Nun reue es Gott, daß ich sie

jemals sah! Schände dich nicht selbst, Bruder, indem du für die Unreine sprichst! Heiß sie hängen oder steinigen oder hinabwerfen auf den Grund des tiefen Meeres, doch soll sie nimmer ihrer Niedertracht genießen! Tue mit ihr, was dir gefällt, ich will sie nie wieder mit Augen sehen!" Da gab der Hund zweien seiner Knechte den Befehl, die Frau zu binden und nicht zu säumen, bis sie in der Tiefe des Meeres läge, daß sie die Nacht nicht mehr erlebe.

Nun war indessen die Königin mit ihren Frauen auf den Plan hinausgegangen, um den König zu begrüßen. Da kamen die Boten auf sie zu, und sie fragte, wo ihr Herr geblieben sei? Diese aber warfen sich nieder auf das Gras und verkündeten ihr, was ihnen befohlen worden. Da erhub sich ein allgemeiner Jammer, selbst die Knechte mußte es erbarmen, und sie hätten lieber ihr Leben gelassen und die Gnade ihres Herrn verwirkt, als daß die Königin so ohne Schuld verderben sollte. Doch da sprach das liebliche Weib: „Hieß euch mein Herr, mich zum Tode bringen, so sollt ihr sein Gebot leisten. Ich weiß wohl, wie er es meint." Da legte sie Seide und

Gold von sich, nahm mit schneeweißen Händen ihren stolzen Haarschmuck vom Haupte und reichte ihn einer von ihren Dirnen: „Da nun der Tod uns scheidet", sagte sie, „trage ihn, dies ist mein Wille. Was Gott gefällt, soll sein." Darauf banden sie ihr die Hände hinten am Rücken zusammen und führten sie an die Brücke: so ward sie unter Weinen und Wehklagen aller, die dabei standen, in das Wasser gestürzt. Aber Gott richtete diese Tat sogleich: Denn die beiden Dietriche wurden zur selben Stunde miselsüchtig, so daß ihr Mund nicht sprach, ihr Ohr nicht hörte, ihr Auge nicht sah. Abgeschieden von aller Welt, erhielten sie wie Kinder ihr Essen und Trinken gereicht.

Die Verstoßene war indessen vom Strom zum Ufer getragen worden, wo ein Fischer sie auffing. Er brachte sie nach Hause und erquickte sie bei seinem Feuer. Als sie wieder zu Kräften gekommen war, sah er, daß sie ein schönes Weib war, und fragte sie, von wannen sie käme. „Gott schenke dir Heil und Glück," sagte sie, „laß es mich nicht entgelten, denn ich bin nur ein armes Weib und will mein Leben in deinem Dienste zu-

bringen, wenn du mich dafür ernähren möchtest." Damit war der Fischer gerne einverstanden.

Sie hatte ihn gebeten, stillzuschweigen, als er aber zum herzoglichen Hofe kam, dem dieser Teil des Landes unterstand, und keine Fische mitbrachte, ließ man ihn von Knechten niederstrecken und mit Knütteln schlagen. Da beteuerte er seine Unschuld und erzählte alles, wie er, um ein Weib aus der Flut zu retten, das Fischen versäumt habe. Da befahl man ihm, dasselbe Weib sogleich zu Hofe zu bringen, denn man schenkte ihm keinen Glauben. Der Fischer tat, wie der Vogt ihm befohlen, und brachte die Fremde, gegen ihren Willen, zu ihm. Als der Vogt des Weibes ansichtig wurde, sagte er zu seiner Frau, dies sei eine Geschichte, die man billig vor den Herzog bringen müsse, denn das Weib dünkte ihn von edler Abkunft. Er sagte es dem Vitzthum, der Vitzthum brachte es vor den Herzog. „Sende sie mir!" sprach dieser, und sie wurde sogleich geholt. Die Herzogin empfing sie mit vieler Freundlichkeit, man hielt sie allgemein für ein Mädchen und ließ sie kostbar kleiden. Der

Herzog kam gerade vom königlichen Hofe zurück, da ging die Herzogin mit ihren lieblichen Frauen ihm entgegen und erfuhr nun von ihm die leidige Märe, wie es dort ergangen sei: die beiden Herren aussätzig und gelähmt, die Königin ertrunken. Da weinte alles, was da war, ynd beklagte den Tod einer so gütigen Herrin. „Mein Gemahl," sagte die Herzogin, „man hat uns vor kurzem eine fremde Jungfrau ins Haus gebracht, die wurde im Wasser gefunden." Als sie vor dem Herzog stand, erkannte er sie nicht, so oft er sie auch schon gesehen hatte, denn das Leiden entstellte ihr Gesicht. Da schwur er, sie solle nun Freude für all ihr Leid haben, und erwies ihr viele Ehren. Sie mußte an seiner Seite sitzen und er fragte sie, von wannen sie hierher gekommen wäre. „Dies ist anders, als Ihr wohl glauben mögt", entgegnete sie. „Ich und meine Verwandten wollten nach Rom fahren, da geschah es um meiner Sünden Willen, daß die Flut den Mast zerbrach. Alle entrannen, nur mich allein trieb es an das Ufer, wo mich der Fischer fand." Da hielt er sie ehrenvoll, bat sie, seinen Sohn zu erziehen, und zog sie bei allen Beratungen

zu, so oft er etwas unternehmen wollte. Sie aber lebte keusch und brannte in der Liebe Gottes.

Als der Vitzthum sah, daß sie so hohen Ruhm bei Hofe gewann, geriet er in Staunen und Wut; ihm war, er müsse verderben, wenn nicht sein Wille an ihr geschähe. Heimlich aber dachte er: „Wenn diese mir hold würde, sie könnte mir viel Silbers und Goldes geben, denn sie führt die Schlüssel und hat Gewalt über alles. Auch werd' ich wohl eine List finden, sie aus der Gunst meines Herrn zu vertreiben, wenn sie mich abwiese. Denn der Herzog ist mir gnädig." Er gewann eine Dirne dazu, die suchte sie mit Reden spät und früh zu bewegen, daß sie ihm heimlich zu Willen sein möge, er gäbe ihr Erbe und reiches Gut darum. Die Frau dauerte diese Rede: „Weshalb sprichst du so?" sagte sie: „Ihm ziemt besser, ein Weib von seiner Art zu besitzen als mich, eine elende Landfremde. Seine Kebse will ich nicht sein, zum Weibe wär' ich ihm zu schlecht. Ich wähne, nie ist einer Armen so viel Leid geschehen, wie mir." „Ei", erwiderte die Magd, „das eben will

er dir benehmen! Wenn du es tun willst, sprich, so bring ich ihn heimlich und verstohlen zu dir." Aber Crescentia wies sie zornig von sich.

Als der Vitzthum erfuhr, was sie gesagt hatte, schwur er, fürder kein Wort mehr mit ihr zu reden, und entbrannte in wilder Wut, wie er sie mit falschen Künsten bei dem Herrn in Ungunst setzen möchte. Grimmig ging er in den Saal, wo die Jungfrauen saßen. Als er der Frau ansichtig wurde, rief er zornig: „Ei, du Unhold, sitzest du da mit Golde geziert und behangen! Du solltest besser ins Holz fahren, als Jungfräulein bewahren, man müßte dich mit Besen streichen!" „Ihr tut mir unrecht!" erwiderte sie. „Ihr hättet in meinem Dienste leben können, doch was Ihr von mir begehrtet, hätte meine Ehre und Reinheit vernichtet." Er aber ging auf sie zu, um sie mit Füßen zu stoßen, da sprangen alle ihre Genossinnen auf und wehrten ihm. Zornig, daß er sich nicht rächen konnte, lief er unter heftigen Drohungen hinaus. Da rang sie ihre Hände: „Weh mir, nun bin ich wieder im Elend! Hätte mich doch lieber die Flut verzehrt, als daß

ich nun vor seiner Verfolgung zittern muß."
Die Mägde rieten ihr, doch von Weinen zu lassen und es dem Herzog zu klagen, der würde ihr Recht verschaffen, sie aber entgegnete: „Ich will meinen Herrn nicht mit meinem Unglück betrüben. So möge denn ungerochen bleiben, was Uebles mir der Vitztum getan hat."
Dieser sann indessen auf Rache. Er ließ sich einen Nachschlüssel zu ihrer Kammer machen, überlegte seinen Plan und schlich sich eines Nachts dahin: leise schloß er auf, da erhub sich ein gewaltiger Windstoß. Während der Wind noch blies, schnitt er dem Herzogskinde, das bei ihr schlief, mit dem Schwerte den Kopf ab und legte es der Frau in den Schoß, als ob sie selbst es getan hätte. Dann, gegen Tag, begab er sich an seines Herrn Bette und weckte ihn: es sei schon spät nach dem Hahnenschrei, er möge aufstehen und zur Messe gehen, die Sonne schiene schon hell. „Ich schliefe noch gerne", sagte der Herzog, „laß mich mit der Messe in Frieden. Meine Hofmeisterin weiß schon, wann es Zeit ist. Nun geh aber und sieh, warum sie nicht erwacht, ich sehe wohl, es ist hoher

Tag." Da ging er hin, wo die Frau ohne allen Arg im Schlafe lag, und stieß wider die Tür, daß sie in Stücke zerkrachte. Hei, wie laut er da schrie: „Auf, auf, des Herzogs Kind ist ermordet und die Mörderin hält es tot im Arm!" Da lag die Unschuldige und das Blut des Kindes rann ihr über den Leib. Als sie das Blut spürte, tastete sie mit ihrer Hand und suchte nach dem Kindlein: „Herr, mein Gott!" rief sie, „ich weiß nicht mehr, wo ich bin, ich habe den Verstand verloren! Hätten mich doch die Fische im Wasser gefressen, daß nie ein Mensch mich mehr sah!" Aber der Schurke lief sie an und schlug sie auf den Mund, daß ihr das Blut in den Schoß herabfloß: „Bist du gerettet worden, so sollst du mir wieder auf den Grund, von wo man dich hergebracht." Das Gesinde lief zusammen, um zu sehen, was es gäbe, auch der Herzog eilte herbei: „Nun hast du deine Treue an mir zerbrochen", sprach er zu ihr, die reuevoll vor ihm stand. „Was ist es, das du an mir gerochen hast? Wär' ich auch weniger gnädig zu dir gewesen, so hättest du's um Gottes Liebe willen nicht tun dürfen." „Ich bin ein elend Weib, mein

Leben ist verwirkt, ich fürchte nicht den Tod. Was ihr mit mir tun wollt, niemand kann es hindern, es wäre denn unser Herr Christus selbst, der aller Witwen Schutzherr ist!" „Wie", rief die Herzogin, „wagt sie es, hier laut zu werden? Man werfe sie sogleich ins Meer bis auf den Grund." Dies war dem Herrn leid und er sprach mit klagenden Worten: „Und hingen wir sie, das Unheil bleibt dennoch bestehen. Wir wollen nicht richten, sie möge dahingehen." „Wer soll dies Verbrechen ahnden?" rief da der böse Vitztum, dessen Rache nach Befriedigung brannte. „Wenn sie dich mit Zauberlisten verblendet hat, so wollen wir die Rache an ihr vollziehen." Da sagte der Herzog: „Bei meinem Leben, mich dauert das Weib noch mehr, als mich das Kind erbarmt, das sie erschlagen in den Armen hält. Tue mit ihr, was dir gefällt! Aber meine Schuld komme auf dein Haupt!" Da hub der höllische Teufel die Hand und schlug sie mit der Faust, daß ihr der Kopf sauste und das Kindlein ihren Händen entfiel. Dann packte er sie mit beiden Händen wild am Haar und schleifte sie aus der Kammer. Die

Leute baten, er möge sie leben lassen und nicht mit dem Fuße stoßen. Er aber war noch nicht satt, schlug sie wieder mit Fäusten, daß ihr die Sprache verging, und rief: „Ich will mich rächen an dir, du Unreine, daß du fürder keinen mehr bezauberst oder tötest. Du stirbst von meiner Hand.“ Da sprach sie: „Dir, o Herr, befehle ich meinen Geist!“ Kaum war das Wort heraus, so packte er sie beim Halse, stieß sie ins Wasser bis an den Grund und brach in ein helles Gelächter aus. Aber wieder richtete Gott die Tat sogleich: Denn zur selben Stunde wurden der Vitztum und sein Herr, der Herzog, am ganzen Leibe gelähmt.

Die Frau schwamm indessen das Wasser zu Tal bis an den dritten Tag und blieb zuletzt auf einem Werder liegen. Da erschien ihr Sankt Peter und blieb ob dem Wasser stehen. Er reckte seine Hand und führte sie trockenen Fußes über die Flut an das Land. Dann gebot er ihr, wieder nach des Herzogs Burg zurückzugehen, und sprach: „Du sollst jeden gesund und heil machen, der dir öffentlich seine Sünden bekennt.“ Da machte sie sich auf und ging unverdrossen den ganzen Weg

zurück, den sie während der beiden Tage herabgeschwommen war, und gelangte am hohen Mittag wieder vor die Burg. Sankt Peter führte sie mit seinen strahlenden Händen selbst bis an ihr Ziel, dann nahm er Abschied. Niemand von den Dienstmannen erkannte sie, als sie eintrat. Man fragte sie, ob ihr kein Arzt bekannt wäre, der ihren Herrn gesund machen könnte. Sie bedachte sich eine Weile, dann sagte sie: „Führt mich zu Eurem Herrn, daß ich sehe, wie es um seine Seuche steht, und ob ein Arzt ihn heilen möchte." Man führte sie dahin, wo der Herr lag. „Es ist der dritte Tag", sprachen sie, „das ihm dies widerfahren ist. Seither hört, sieht und ißt er nicht mehr und wir wüßten, bei Gott, nicht, ob er noch lebe, wäre nicht der Atem in ihm, der aus seinem Munde geht." Da sprach sie zu ihm: „Willst du gesund werden, so bekenne hier alle deine Sünden, die du getan hast. Dann wird die Seuche von dir weichen." Da schöpfte er neue Hoffnung: freudig blickte er auf und bekannte, wessen er sich schuldig hielt. Als die Beichte getan war, hieß sie ihn aufstehen, aber er vermochte es nicht.

„Bedenke dich", sagte sie, „mich dünkt, dich bedrückt noch etwas." Da mochte er nicht länger leugnen, weinend gestand er vor allen, die anwesend waren, daß er über die Frau den Tod durch das Wasser verhängt habe. Im selben Augenblicke aber vermochte er aufzustehen und war heil und gesund.

Da bat er sie, sie möge auch zu einem von seinen Dienstmannen gehen, der gleichfalls schwer an einer solchen Seuche trüge, und versprach ihr reichen Lohn, Edelsteine, Silber und Gold, wenn sie diesen zu heilen vermöchte. „Dein Schatz wiegt mir nicht viel", sagte sie. „Man führe mich zu den Kranken!" Sie kam und berührte ihn mit der Hand, da drehte er sich von der Wand nach ihr hin. „Sieh auf und sprich, bekenne öffentlich von Herzensgrunde alle deine Sünden, so wirst du gesund werden." „Ich will dir gern im Geheimen sagen, was ich Böses getan habe." „Nein, du mußt es öffentlich tun." Dann wandte sie sich an den Herzog: „Wenn mich mein Sinn nicht trügt, so scheut er Eure Anwesenheit bei der Beichte. Sollte er aber etwas wider Eure Huld getan haben, so verzeiht es ihm um meinetwillen." „Was

sollte der Mann mich scheuen?" entgegnete der Herzog. „Ich habe kein Kind, daß mir so lieb wäre wie er. Wenn einer offen vor allen reden darf, so ist es dieser!" Als nun der Vitztum den Mord gestand, sah ihn der Herzog an. „Du Hund", rief er, als der Geheilte sich auf das Geheiß der Fremden erhob, „das sollst du büßen." Aber die Frau sprach: „Ihr habt's verschworen." „Ich habe verschworen, ungestraft zu lassen, was er wider mich getan hat", entgegnete der Herzog, „aber was er an dem Weibe wider Gottes Huld verbrach, das soll gerächt werden!" und ließ ihn zur selben Stunde in das schäumende Wasser werfen.

Dann sprach er zu der Fremden: „Dich hat uns Gott zum Troste hergesandt. Gehe hin zum König und seinem Bruder und sei herzlich gebeten, daß du dich ihrer annehmest und sie heilst. Davon wird dir hohe Ehre zu teil werden." Sie aber wies alle Ehre ab und sprach: „Der Arzt ist Gott. Laßt uns hingehen." So fuhren sie denn mit einem stattlichen Geleite gen Rom. Als sich dort die neue Kunde verbreitete, strömten viele Römer auf der Burg zusammen und emp-

fingen die wunderbare Ärztin mit Jubelrufen. Diese aber trat vor ihren Herrn und sah ihn an. „Wie erbarmt mich mein Liebster!" sprach sie weinend bei sich und das Herz schwoll ihr von Leide. „Bekenne!" sagte sie leise. Aber die Seuche wich nicht von ihm. Da gedachte er seines Weibes und bekannte. Er stand auf, und die Römer jauchzten ihm zu. Dann begaben sich alle zu dem Bruder des Königs. „Neige dein Ohr zu mir", sprach der Sieche zu der Fremden, die gedenken mußte, was er ihr angetan. „Nein", entgegnete sie, „du mußt es öffentlich sagen." Dann bat sie den König, ihm zu verzeihen, wenn er etwas wider ihn verbrochen hätte. Da gestand er, was er getan habe, um seines Bruders Weib zu vernichten. Ein Zorngeschrei erhob sich und die anwesenden Römer wollten sich auf ihn stürzen. Sie aber hieß ihn gesund aufstehen und brachte den König dazu, daß er ihm gnädig blieb und seine Schuld vergab. Als er sie so für seinen elenden Bruder sprechen hörte, sagte eine Stimme in seinem Herzen: „Dies ist Crescentia." „Wenn du mir eine Bitte gewährst", sprach er, „so will ich danach tun, was du von mir

verlangst." Sie erwiderte, sie täte es gern; doch nur, wenn auch er ihr eine Bitte gewähre. Das gelobte er denn da vor allen Fürsten. Sie sprach: „So will ich tun, was du begehrst." Da ließ er eine Schere bringen und schnitt ihr ein Türlein in das Hemde an der Stelle, wo ihr Herz saß. Da kam ein Kreuzlein zum Vorschein, Gott, wie lieb ihm da geschah! Er nannte sie beim Namen und stürzte sich zu ihren Füßen: „Wohl mir, daß ich dich wiedersehen darf! Gott hat dich mir erhalten, daß wir in Freude miteinander altern! Was aber ist nun dein Begehr? Es gibt nichts, das ich dir nicht erfüllen möchte." Da sagte sie: „Verwandle dein Leben, Herr, und begib dich der Welt! Baue Kirchen und Gotteshäuser, ich selbst will in einer Klause wohnen". Der König erschrak so sehr über diese Rede, daß ihm eine Weile die Sprache versagte. Aber da er so ernstlich gelobt, ihren jeden Wunsch zu erfüllen, so mochte er nicht davon abstehen und entsagte der Krone. Dafür gab ihm Gott das ewige Leben in seinem schönen Himmelreich. Crescentia lebte fürder als Klausnerin, der schöne Dietrich aber wurde Kaiser von Rom.

Der treue Ritter

In Frankreich lebte einst ein erlesener Ritter, namens Willekin von Montabourg, dessen tapferer Sinn auf nichts als Turniere und ritterliche Spiele gerichtet war, so daß er in kurzer Frist in Schulden geriet und bald mehr als zwei Drittel seines väterlichen Gutes vertan hatte. Da weigerte sich der Vater, ihm länger von seinem Gelde zu geben, der Sohn aber versank darob in große Traurigkeit. Denn nicht weniger als fünf Jahre mußte er nun untätig zu Hause verliegen, so daß er des Ruhmes, den er sich bereits weithin erworben, wieder verlustig zu gehen und bald gänzlich in Vergessenheit zu geraten drohte. Da traf es sich nun, daß in einem nahen Lande eine schön erblühte Jungfrau, deren Reichtum zu jener Zeit nicht seinesgleichen hatte, ein Turnier ausrufen ließ. Denn da sie niemand wußte, den sie sich eben-

bürtig hätte erachten können, um ihn zum Manne zu nehmen, rieten ihre Freunde, sie möge ein Turnier veranstalten und denjenigen zu ihrem Gatten machen, der darin den Preis erränge. Sie war es zufrieden, berief ihre Edelknechte, versprach ihnen reichen Lohn und sandte sie mit vielen Briefen fort, das Turnier zu verkündigen. Da neigten sie sich vor ihr, die ganze Burg erdröhnte von lautem Schalle, und eilten mit ihren Briefen in alle Richtungen des Landes hinaus.

Eines Morgens früh nun gelangte einer der Edelknechte auch in die Nähe des Hauses, wo jener fromme Ritter seine Zeit versaß. Dieser war gerade, um sich die Langeweile zu vertreiben, auf eine Wiese hinausgegangen, als er den Boten auf der Straße dahersprengen sah. Er dachte: „Ich will ihn nicht vorüberlassen und fragen, was er Neues bringt, vielleicht gelingt mir noch etwas, wovon mein Leid geringer würde." Als der Edelknecht näher gekommen war, bat er ihn anzuhalten und erkundigte sich, was es im Lande für Märe gäbe. Da hub dieser an und sprach: „Ich will Euch neue Kunde sagen, denn mir ist aufgetragen, sie

vor niemand zu verschweigen. Meine Herrin ist eine schöne Jungfrau und unermeßlich reich, so daß sie keinen zum Manne nehmen will, er wäre denn ein Held, der im Turnier den Preis erringt.“ Da seufzte er laut auf und dachte: „O weh, daß Gott mich so voll ritterlicher Sehnsucht gemacht hat und ich zu Hause bleiben muß!“

Der Edelknecht wollte nun nicht länger warten, so daß der Ritter neben ihm hergehen mußte, bis sie an das Tor kamen. Dort sahen sie seinen Vater stehen. Rasch redete er dem Boten zu, er möge die Märe auch diesem erzählen und zum Beweise der Wahrheit seinen Brief vorzeigen. Der Edelknecht ging gerne darauf ein, wurde vom Vater wohl empfangen, ins Haus geführt und mit Brot, Wein und allerlei trefflicher Speise gelabt. Als der Gast gegessen und getrunken hatte, zog er seinen Brief hervor und sagte: „Wenn hier jemand wäre, der der Schrift kundig ist, der könnte in dem Briefe wohl sehen und lesen, wann das Turnier stattfinden wird, das meine Herrin sich vorgenommen hat. Es sollen gar viele Ritter dahin kommen, auch davon steht mancherlei darin geschrieben.“ Da nahm der

Schreiber den Brief und las: sogleich wußte er, wer die Dame war, denn ihr Name stand deutlich darin aufgezeichnet. Darauf begann er den Brief zu erklären: es handle sich, sagte er, um eine schöne Dame von gewaltigem Reichtum; was das Turnier beträfe, so habe sie es auf den vierzehnten Tag nach Pfingsten anberaumt und denjenigen zum Gatten ausersehen, der dabei den Preis behielte. Damit nahm der Edelknecht Abschied und ritt weiter. Denn er wußte nicht, daß dies der Ritter sei, von dem man schon in manchem Lande gelesen und geschrieben.

Als nun der Tag des Turniers immer näher rückte, beredete der arme Ritter, der weder Roß noch Schwert besaß, einen seiner Knechte, mit dem Vater zu sprechen und ihn zu bitten, er möge ihm noch einmal helfen, damit er zu dem Turniere reiten könne. „Gut", sagte der Alte zu dem Knecht, „ich will ihm in Gottes Namen siebenzig Mark geben. Damit möge er zusehen, wie er's zu Ende bringt, mehr soll er nicht haben, denn ich gedenke selbst noch ein Weilchen zu leben. Zwei gute Pferde für ihn und dich, Mäntel und ein Schwert leihe ich auch noch dazu. Damit

mögt ihr nun eure Straße ziehen." Als der Herr erfuhr, was der Knecht ausgerichtet hatte, ward er ohnmaßen froh und traf sogleich seine Zurüstungen. Die Sättel wurden auf die Pferde geschnallt, das Schwert umgegürtet und das Roß bestiegen. So nahm er raschen Abschied und sprengte davon. Seine alte Mutter sah ihm weinend nach, denn sie liebte ihn mehr als sich selbst. Schnell ging sie zu einer Truhe und sandte ihm noch zehn Pfund Goldes hinterher, denn es tat ihrem Herzen weh, daß er auf dem langen Ritte draußen auf der Straße vielleicht seinen Mantel verpfänden müßte. Sechs Wochen ritten die beiden, bis sie sich endlich der Stadt näherten, in der die Jungfrau wohnte.

Da hieß er seinen Knecht vorausreiten, um eine Herberge für sie zu suchen, und sprach zu ihm: „Du kannst noch wählen, denn wir sind mit den Ersten hier. Sieh zu, daß du zu einem reichen Wirte kommst, der uns borgen möchte. Die siebenzig Mark, die ich bei mir habe, sind Spreu vor dem Wind. Denn ich will mit Schalle leben und so freigebig sein, daß der Ruf davon die Stadt erfüllt, möge es mir nun ergehen, wie es

will." So ritt denn der Knecht in die Stadt und bat allüberall um Herberge. Aber er fand keine, die seinem Herrn zu Gefallen gewesen wäre. Er sann hin und her, wie er einen Reichen finden möchte, aber so oft er es auch versuchte, es wollte keiner borgen. Da rief er laut zu Sankt Gertrud, sie möge ihm doch einen Wirt zuführen, bei dem sein Herr in Ehren hausen könnte. Da sah er denn auch schon drei reiche Männer vor einem großen Tore stehen. Rasch ritt er auf sie zu und klagte ihnen sein Leid. Da sprach der eine von den Kaufleuten: „Das redet Ihr mir in den Wind, Herr! Kein Ritter soll je wieder mein Gast sein, denn es gibt ihrer, die sind, scheint's, blind an der Ehre. Da wohnte einer auf Borg bei mir, der starb mir im Hause. Er schuldete mir siebenzig Mark, aber seine Angehörigen sind so geizig, daß ihn keiner von ihnen lösen will und genießen doch reichlich seines Erbes. So haben wir denn den Toten in eine feste Kufe geschmissen und ihn so in meinem Pferdestall unterm Mist vergraben, da möge er nun liegen, seinen Freunden zur Schande! Das Geld aber sollen sie behalten!

Denn, ob Ihr mir's glaubt oder nicht, ich kann Münzen prägen, so viel es mir gefällt, das ist mein Recht hier in der Stadt, und brauche bei niemand zu betteln. Ich bin der Reichste am Orte." Da bat ihn der Knecht noch einmal, denn sein Herr würde ihn gewiß in Ehren lohnen, aber der Bürger entgegnete: „Ich tue es nicht, denn ich hab's verschworen, und zündete eher mein eigenes Haus an und baute ein neues, als daß mir einer hereinkäme, der mir nicht mindestens die siebenzig Mark für den toten Ritter gibt. Wenn Gott mir das Leben schenkt, wollt' ich dann ja wohl borgen, auch dreitausend Mark und mehr, wenn es sein muß." „Ach", dachte der Knecht, „nun ist es ganz und gar verloren." Denn die hohe Miete traute er sich nicht zu bieten. So nahm er denn das Pferd zwischen beide Sporen und ritt im Galopp zu seinem Herrn zurück ins freie Feld. Dort erzählte er ihm nun, was ihm widerfahren war und daß er keine passende Herberge habe finden können, es wäre denn, daß der Herr einen toten Ritter löse. Da sagte dieser: „Soll ich die Toten lösen, wer weiß, was Böses daran hängt! Hast du

aber nicht erfahren, wie hoch das Lösegeld sich belaufen mag?" „Ach, Herr", entgegnete der Knecht, „es ist wahrlich zu stark: siebenzig Mark sollen es sein, und er läßt nicht ein Haar davon ab." „Wohlan, so gib es ihm und sprich, daß ich ihn bitten lasse, er möge vier Rotten der besten Männer dingen, jede Rotte zu zwölf Mann, die mich geleiten sollen. Dann möge er guten Wein und reichliche Speise einkaufen, damit wir fürstlich leben können."

Der fromme Knecht ließ sich das nicht zweimal sagen und sprengte eilends zurück bis zu demselben Tor. Als der Wirt gerade herauskam, sprang er schnell ab und sprach: „Kommt nur her zu mir, guter Mann, Ihr wißt ja nicht, wozu mein Herr fähig ist. Er will den Toten lösen, gleichgültig, ob er redlich oder böse gewesen, um seines Namens willen. Denn er müßte sich Zeit seines Lebens schämen, wüßte er von einem Ritter, der in Eurem Miste begraben liegt."

Sogleich rief der Wirt nach der Wage. Als der Knecht ihm das Silber gegeben hatte, wog er gar genau, und befand es richtig. Besänftigt ließ er nun alles so besorgen

wie es des Ritters Wunsch war: er dang vier stattliche Rotten, die den Herrn alsbald mit Ehren in die Stadt geleiteten. Dafür schenkte dieser ihnen Sättel und Schilde und prächtige Kleider und waltete in Allem der größten Freigebigkeit. Den Toten aber befahl er auszugraben, ließ ihm einen neuen Sarg zimmern und stellte des Nachts Wachen bei ihm auf, ihn nicht minder ehrend, als ob es sein leiblicher Vater gewesen wäre. Des Morgens wurde der Leichnam zur Kirche getragen und laut die Glocken geläutet. Mit einer unzähligen Schar folgte der Herr dem Zuge und ließ unter alle, die daran teilnahmen, ob arm oder reich, Pfennige austeilen, um der Leiche zu opfern. Darob erscholl bald sein Lob in der ganzen Stadt und mancher sprach Gutes von ihm, der ihn nie mit Augen gesehen hatte. Da vernahmen auch die Spielleute von dem freigebigen Ritter und machten sich in großen Scharen auf und spielten vor seiner Tür. Er ließ ihnen Gewänder und Silber reichen, und gab jedem, was sich für ihn gebührte, so daß keiner ohne Frohsinn von seiner Türe schied. Denn er hatte Tag und Nacht keine

[illegible] allen aus vollem
[illegible] vermochte. Er lebte er
[illegible] durch die Stadt
[illegible] bei sich zu Gaste.
[illegible] hielt mit
[illegible] Segen von Herzen.
[illegible] nicht vergaß,
[illegible] erinnern. Denn
[illegible] Willen.
[illegible] schaute sich der Ritter,
[illegible] ihm behagen
[illegible] recht zug=
[illegible] Da schlug der
[illegible] einen Kaufen,
[illegible] er wollte
[illegible] Aber
[illegible] es wollte
[illegible] erwerben
[illegible] am Fenster
[illegible]
[illegible] auf einem
[illegible] Der Ritter
[illegible]
[illegible] das volle
[illegible]
[illegible]

Sprunge an dem [illegible]. „[illegible] die Frauen willen“, [illegible] zu. „Laßt mich Euer Pferd [illegible].“

Da erwiderte der fremde Ritter: „[illegible] denn wenn es aller Frauen Ehre [illegible] wollt' ich es selbst in Stücke [illegible].“ Da er nun dem Herrn das Pferd [illegible], liefen die Leute von allen Seiten [illegible] und begafften es wie ein Wunder, und die Ritter erklärten, nie ein schöneres [illegible] gesehen zu haben. [illegible] das Tier um jeden Preis besitzen und fragte den Fremden, für wie viel er es ihm [illegible] würde. Dieser jedoch entgegnete: „[illegible] ist es mir nicht feil, es wäre denn, daß Ihr alles, was Ihr auf [illegible] Turnier erwerbt, zu gleichen [illegible] teilen wollt.“ „Das [illegible]“ [illegible] Herr, „gebt es mir, [illegible] Gut.“ „Ihr [illegible]“, [illegible] Ritter, „ich bin kein [illegible] treibt.“ „So laßt es mich [illegible] suchen, damit ich sehe, [illegible].“ Willekin sprang auf und [illegible], daß es ein treffliches [illegible] Mark wert wäre. [illegible]

andere Sorge, als wie er allen aus vollem Herzen mitzuteilen vermöchte. So lebte er denn mit Schalle, ritt oft durch die Stadt und bat die besten Ritter bei sich zu Gaste. Darob waren ihm alle Leute hold und wünschten ihm Glück und Segen von Herzen. Daß aber auch der Tote sein nicht vergaß, davon sollt Ihr noch mehr erfahren. Denn also geschah es durch Gottes Willen.

Eines Morgens nämlich beklagte sich der Ritter, daß er kein Pferd habe, das ihm behagen könnte, und begann schon darob recht zaghaft und traurig zu werden. Da schlug der Wirt ihm vor, er wolle ihm eines kaufen, das Geld läge für ihn bereit und er wolle gern ein Jahr und mehr zuwarten. Aber so viele Pferde er auch versuchte, es wollte ihm keines so gefallen, daß er es erwerben mochte. Da, als er eines Tages am Fenster saß, um der kühlen Luft zu genießen, sah er draußen einen Ritter dahersprengen auf einem Roß, das ihm sogleich auffiel. Der Ritter war mittleren Alters; und trug schneefarbene Kleider. Sein Roß aber war das vollkommenste, das man sich vorstellen mochte: Er gab ihm die Sporen, da trug es ihn im

Sprunge an dem Fenster vorbei. „Um aller Frauen willen", rief ihm da der Herr zu, „laßt mich Euer Pferd beschauen."
Da erwiderte der fremde Ritter: „Es sei, denn wenn es aller Frauen Ehre gilt, so wollt' ich es selbst in Stücke darum schlagen." Da er nun dem Herrn das Pferd übergab, liefen die Leute von allen Seiten zusammen und begafften es wie ein Wunder, und die Ritter erklärten, nie ein schöneres Roß gesehen zu haben. Willekin aber wollte das Tier um jeden Preis besitzen und fragte den Fremden, für wie viel er es ihm ablassen würde. Dieser jedoch entgegnete: „Um Geld ist es mir nicht feil, es wäre denn, daß Ihr alles, was Ihr auf seinem Rücken bei dem Turnier erwerbt, zu gleichen Hälften mit mir teilen wollt." „Das tue ich nicht", sagte der Herr, „gebt es mir, aber um geziemendes Gut." „Ihr mißkennt mich", erwiderte der Ritter, „ich bin kein Mann, der Handel treibt." „So laßt es mich wenigstens versuchen, damit ich sehe, ob es mir taugt." Willekin sprang auf und erkannte sogleich, daß es ein treffliches Roß und wohl hundert Mark wert wäre. Der Ritter aber wieder-

holte seine Forderung: daß er es ihm nur geben wolle, wenn er sich durch Treueid verpflichte, ihm, wenn die Jungfrau und ihr Land ihm zu eigen würden, redlich von allem die Hälfte mitzuteilen. Da hielt sich Willekin nicht länger und gelobte ihm, falls der Preis ihm morgen zufiele, den Eid genau zu erfüllen. Damit übergab ihm der Ritter das Roß und entfernte sich.

Am andern Morgen früh machte sich Willekin mit all den Seinen auf, um zu dem Turniere zu ziehen. Da gab es gar großen Schall von Pfeifen und Fiedeln. Er selbst saß auf einem prächtigen Sessel, man trug ihm seine Waffen zu und er legte eines nach dem andern an. Rings erschollen Gebete, daß Gott ihn wohl behüten und zu Ehren möge kommen lassen. Als er gerüstet war, wurde ihm ein Pferd vorgeführt, das einen edelsteinschimmernden Baldachin trug. Er sprang auf, sein roter Waffenrock leuchtete. Die Herrin selbst hatte ihm diesen gesandt, einen Rock von blutroter Seide, damit sie ihn von der Zinne erkenne, ob ihm kein Leid widerfuhr.

Als er ins Feld kam, wurde zuerst sein Name

ausgerufen und alle jubelten ihm zu, als er in den Ring einritt. Die schöne Frau aber wünschte von Herzen, daß er und kein andrer den Preis erhalten möge. Nun ritt er mit einem armgroßen Speere vor und begehrte zu tschustiren. Da kam einer wider ihn, zielend faßten sie einander ins Auge und hui! stachen beide zu, daß ihre Speere zerbrachen. Doch stach ihn Willekin in den Sand, wie nachher noch manchen andern, der sich vermaß, gegen ihn zu tschustiren. Inmitten des aufgewirbelten Staubes, in Hieb und Widerhieb auf Helme und Schilde empfand er deutlich, daß niemand ringsum war, der ihm den Preis nicht zuerkannt hätte. So ritt er denn, als der siegreiche Tag beendet war, wieder nach Hause, legte den Harnisch ab, kleidete sich in ein schönes Gewand und setzte sich frohen Sinnes nieder. Als ihm der Preis zuerkannt worden, wollte die Herrin nicht anders, als selber zu ihm gehen. Mit einer großen Schar schöner Begleiterinen erschien sie denn auch bei ihm, begrüßte ihn freundlich und sprach mit lieblicher Stimme: „So will ich Euch denn sagen, daß Ihr nichts als Glück von mir

erwarten mögt. Niemand soll uns scheiden, ich bin mit Leib und Gut die Eure, so lange ich lebe." Da neigte er sich vor ihr und sprach: „Wohl mir, daß mir also geschieht! Ihr habt so liebliche Gestalt, möge Gott uns alt werden lassen." „Das möge er!" wiederholte sie. „Aber nun laßt uns nicht länger hier zögern, auf, wir wollen essen gehen!" Da rief er: „Und hätte ich tausend Heere, Euch wollte ich ohne Waffen folgen."

So ging sie denn zu Tische, mancherlei erlesene Speisen und Weine wurden da aufgetragen und verschänkt. Musik ertönte zu dem Hochzeitsmahle, und da der Ruf des Turniers sich weithin verbreitet hatte, sah man da gar viele Ritter in prächtigen Gewändern, die zu dem Feste herbeigeeilt waren. Dann wurde sie ihm zu Bette gebracht. Hätte er sich in Gedanken ein Weib vorgestellt, daß aller Frauen höchste Vollkommenheit besäße, ihr Leib war noch lieblicher als irgend einer, den er sich in seinen Träumen erdenken mochte. Wem Gott es vergönnt haben würde, sie dort zu schauen, dem wäre gar großes Heil widerfahren. Da lagen sie in dem Bette, doch sie schliefen wohl nicht viel: die Nacht

ward ihnen wie eine Stunde von den sanften Küssen ihres roten Mundes. Als er des Morgens erwachte, schien ihm aufs Neue ein Liebes zu geschehen, als er sie neben sich liegen sah als ein Bildnis der lieblichsten Vollkommenheit mit lilienweißen und rosenroten Wangen. Nun war alle seine Sorge zerronnen, die ihn so arg bedrückt, so lange er mit der Armut gerungen. Am nächsten Tage ward dann die Hochzeit weitergefeiert, weidlich getafelt und allerlei Kurzweil getrieben den ganzen sommerlangen Tag, auch von den vielen anwesenden Rittern manches wackere Kampfspiel geübt, der edlen Braut zu Ehren. Desselben Abends nun, als man gegessen und noch eine Weile bei Tische gesessen hatte, hieß man die Herrin aufstehen und sich zu Bette begeben. Kaum hatte sie sich ausgezogen und niedergelegt, so kam auch schon der Gatte, von Liebe glühend, nach. Man zog ihm die Schuhe aus, er hieß alle hinausgehen und wollte den Riegel vor die Tür schieben. In diesem Augenblicke stand aber plötzlich der Ritter vor ihm, der ihm das Roß gebracht, und sprach: „Herr, habt Ihr vergessen, daß Ihr mit mir teilen müßt?

Ihr habt gestern Nacht bei ihr gelegen, nun sollt Ihr Gesellschaft haben." „Bis morgen", entgegnete der andre, „dann will ich Euch gerne die Hälfte ihres Gutes geben." „Nein", sagte der Ritter, „auch die Frau ist halb mein." „Das laßt, um Gottes willen!" rief da der Herr, „denn dies wäre der Hölle Spott. Gäbe ich Euch die Frau dahin, weh, was wäre mir noch das Leben wert! Und ehe ich dies tue, will ich lieber den Leib verlieren." „Wenn Ihr treulos seid, müßt Ihr den Eid nicht einlösen", entgegnete der Fremde. „Ich will Euch gerne wählen lassen, verliert, was Ihr wollt: Die Frau oder die Treue. Nun ist es bei Euch, zu handeln, wie Euch gut dünkt." Als er so seine Treue anrief, ergriff ein tiefer Jammer sein Herz und alles, was er kaum erst an Freuden gewonnen, sank im Augenblick dahin. „Weh", rief er, „daß ich so alt geworden bin, um solches Leid zu erfahren! Hätten sie mich auf dem Felde erschlagen, seht, das wäre mir lieb. Denn nun bin ich auch an der liebsten Frau zum Verräter geworden und wahrlich wert, als ein Dieb zu hängen. Verflucht sei das Pferd, daß ich es je mit Augen

sah!“ Dann setzte er weinend hinzu: „Von der Treue kann ich nicht lassen.“ „Wohl“, sprach der fremde Ritter, „so geht! Aber Ihr zögert noch, ich weiß wohl, warum.“ Da sah Jener ihm mit jammervollen Blicken ins Gesicht: „Ihr dünket mich ein guter Mann, laßt es mich erfahren! Bedenkt, stieße einer Euch von der Tür Eures schönen Weibes, Ihr schlüget ihn nieder, das weiß ich gewiß. Nehmt denn mein Gut ganz dahin, aber die Frau laßt mir allein.“ „Eure Rede verschlägt mir nichts“, sagte der Ritter. „Und wäre dafür die ganze Welt mein bis zum Tage des Gerichts, ich achtete es nicht höher als Spreu. Und wären alle Steine Gold, ich nähme sie nicht, denn ich will mein Teil an der Frau haben. Aber gesteht mir offen Eure Meinung: wenn Ihr nicht hinausgehen wollt, so sagt es frei, und ich lasse Euch beides: Frau und Gut.“ Das entschloß er sich und ging hinaus.

Der Ritter schloß hinter ihm die Tür, aber nur zum Scheine, denn er ließ sie ein klein wenig offen stehen. Da sah er, daß der draußen sich das Haupt verhüllt hatte. Leise ging er hinaus zu ihm und sprach: „Herr, ich habe Euch

versucht, aber Gott ist Euch gnädig. Denn nun sollt Ihr wissen, wer ich bin, und wie ich durch Euch höheren Gewinn erwarb, als Ihr selber je gewonnen; denn ich bin eines armen Fleisches Schattenbild, das hier im Miste begraben gelegen. Ihr aber habt mich aus großer Not erlöst." „Woran soll ich erkennen, ob Ihr die Wahrheit redet, daß Gott mich also versuchen wollte?" fragte jener. „Das sollt Ihr sogleich erfahren. Stehe ich nicht hier in Gestalt eines Mannes? Nun greift nach mir und seht, wer ich sei." Da griff er nach ihm, aber seine Hand fuhr durch ihn hindurch wie durch einen Schein an der Wand. Da lachte der Graf gar sehr: „Freilich, wozu sollte Euch Weib oder Gut?" „Ich habe keinen Körper", sagte der gespenstische Ritter, „und lebe in der Gnade Gottes." Damit fuhr er als ein strahlender Engel auf zum himmlischen Thron. Willekin von Montabourg aber lebte fürderhin glücklich zum Lohn für seine Treue.

Die alte Mutter

In Schwaben lebte einst eine reiche Freifrau, die war zu Jahren gekommen und vom Alter schwerhörig und kurzsichtig geworden. Ihr Mann war tot, der Sohn aber, der ihr von ihm zurückgeblieben, scherte sich wenig um die Reden der Alten: denn sie war geizig und brannte vor Wut, daß er ein ritterliches Leben führte, vertat und gewann und seines Gutes nicht sparte. Davon flog sein Lob über Feld, sie jedoch hätte ihn gerne nach ihren Sitten gezwungen und auch zu einem Geizhals gemacht, und gab ihm böse Worte. Er ließ sie reden und nahm, so oft er an den Schatz geriet, wie viel ihm immer behagte, kleidete sich und seine Knechte und gab auch seiner Mutter, was ihr zukam, so daß es ihr an nichts mangelte. Das nahm sie aber übel auf und dachte: „Käme nur der Kaiser ins

Land, ich wollte meinen Sohn vor ihm verklagen, denn länger ertrag ich's nicht."

Da kam eines Tages Kaiser Friedrich nach Nürnberg, um daselbst Gerichtstag zu halten. Als die Mutter dies vernahm, ward sie ohnmaßen froh und sprach zu ihrem Sohn: „Sohn, ich will zu Hofe fahren, da sollst du mich hinbringen, daß ich den Kaiser spreche." Er ahnte sogleich, daß sie ihn und keinen andern verklagen wollte und sagte: „Bleibe zu Hause, Mutter, ich will das Geschäft für Euch besorgen. Reisen ist Euch nicht gut." „Nein", entgegnete sie, „es handelt sich um eine Sache, die ich selber verrichten muß, wenn sie mir nicht in Brüche gehen soll." „Ihr wollt mich verklagen", rief der Sohn. „Ei, wie sollt ich dich wohl verklagen, mein Sohn", erwiderte die Alte. „Dem würd' ich nimmer hold, der so etwas tun wollte." „Habt Geduld, Mutter", sagte er, „und zürnt mir nicht! Wir haben noch Land nnd Guts genug, und so lange ich lebe, wird es uns Beiden nicht fehlen. Man muß gewinnen und verlieren, steht es das eine Jahr schlimm, das andre wird's um so besser gehen." „Ich will dir nichts als Gutes,

wie eine Mutter ihrem Kinde soll", sprach sie. „Nun hilf mir nur, daß ich nach Nürnberg komme, wegen der Klage mögest du ohne Sorge sein." „So will ich Euch's nicht versagen", entgegnete er, dachte aber dennoch, daß sie ihn verklagen würde. Da tat er, wie sie ihn geheißen, und führte sie in die Stadt.

Der Kaiser saß eben öffentlich zu Gerichte, da brachte er seine Mutter hin und kam mit ihr an die Tür des Saales. Er trug ein Gewand, dessen Ärmel lang an den Ellenbogen herabhingen. Da nun der Saal voll Leute war, sprach er zu der Alten: „Ich gebe Euch meinen Ärmel in die Hand, haltet Euch nur fest an mich, und wenn wir in der Menge getrennt werden sollten, drängt nur immer wacker nach!" In diesem Augenblicke sah er in der Nähe einen Ritter stehen, dessen Kleid auf dieselbe Weise geschnitten war, wie das seine. Auch die Art zu reden glich der seinigen ein wenig, als jener eben zu einem Herrn sagte: „Ich will vor den Kaiser gehen, ich habe dort zu tun." Flink ergriff der Sohn den Ärmelhang des Fremden und gab ihn seiner Mutter in die Hand. „Nun haltet

Euch nur fest, wie ich Euch vorhin gesagt habe", sprach er zu ihr und machte sich eilends davon.

Der fremde Ritter hatte Eile, nach vorne zu kommen, da folgte ihm die Alte nach, so schnell sie irgend konnte. Ihr ward enge unter den vielen Leuten, aber trotz des Gedränges ließ sie ihn nicht los und hielt sich ängstlich hinter ihm. Darüber wurde der Ritter ärgerlich: „Frau", rief er, „was soll das bedeuten, daß Ihr mich so zieht?" „Ich glaube, sie sieht nicht", sprach ein andrer Ritter, der daneben stand, „laßt sie Euch folgen, wer sie auch sei. Offenbar will sie vor den Kaiser und mag dort zu tun haben."

Der Ritter dachte nichts Böses und ließ sie in Gottes Namen hinter sich dreinkeuchen. Als sie aber vor den Kaiser kamen und sie hörte, wie die Leute ihre Klagen vorbrachten, begann sie auch sogleich ihr Sprüchlein herunterzusagen. „Herr", rief sie mit lauter Stimme, „Leid und Ungemach habe ich vor Euch und Gott zu klagen! Dieser Teufelsgesell hat mir mein Gut vertan, daß mir kaum etwas davon übrig geblieben ist!" Als sie ihre Klage erhub, hieß man die Leute rings

schweigen, da man Frauenklage stets zuerst zu vernehmen pflegt. Der Ritter sah sich nach der Alten um, die Sache dünkte ihn gar lustig, und sprach: „Wen meint Ihr mit dem Teufelsgesellen, liebe Frau?" „Wen anders als dich, du Lottersack?" rief sie. „Was, hast du mir nicht Kummer bereitet und mir Ehre und Gut entwendet, daß ich zeit meines Lebens nicht wieder froh werden kann!" Da sprach der Kaiser zu ihr: „Meint Ihr diesen, den ich hier vor mir sehe?" „Ja", sagte sie, „diesen, meinen Sohn! Ach, ich armes, blindes Weib, dem das Alter den Leib verzehrt hat, wie viel Leides hat er mir angetan!" „Was sagt Ihr dazu, mein frommer Knecht?" fragte der Kaiser. „Bei Eurer Huld", sagte dieser, „sie redet die Unwahrheit und ich habe keine Schuld an ihr. Meine Mutter ist lange tot. Ich habe diese jetzt hier zum ersten Male in meinem Leben gesehen, als sie mir nachging und mich immerfort am Kleide zerrte." „Was, du Arglist", rief sie, „hast du mir nicht zeit deines Lebens erzeigt, wovon der beste Mann in Unehre geraten müßte? Ich wollte, die Erde verschlänge dich!" „Ei, Frau", erwiderte er,

„von wo seid Ihr denn entsprungen? Ist das Euer Ernst?“ „Du wirst es schon noch merken, eh' du von hier wieder fortkommst“, sagte sie. „Schweigt doch, um Gottes willen, liebe Frau, und macht den Leuten kein Narrenspiel“, sprach er. ‚Was wollt Ihr denn von mir? Hab' ich Euch den Wein verschüttet? Den Specht erschossen? Den Rhein verbrannt? Ihr verkennt mich, ich bin nicht Euer Sohn.“ „Herr Kaiser“, rief sie da, „nun magst du abmessen, wie es bei mir zu Hause gehe, da er mich nun gar verleugnet! Kann man eines solchen Kindes froh werden? Er hat mein Gut verschwendet und gibt mir nichts mehr, seit Gott mich meiner Freude und des Augenlichts beraubt hat.“ Da sprach der Kaiser: „Dies ist mein Rat: Wenn Ihr von ihrem Gute gezehrt und es zur Unzeit vertan habt, so müßt Ihr ihr zu Buße stehen. Führt sie heim und haltet sie besser, als bisher!“ Aber der Ritter entgegnete: „Wahrlich, ich habe ihr nie auch nur eines Pfennigs Wert vertan, und wenn sie mich hier als ihren Sohn ausschreit, so dünkt mich das höchst wunderlich. Ich stehe ihr nicht näher als Nürnberg Jerusalem, des versichere ich Euch.“

Sie hielt ihn krampfhaft am Kleide fest, da begann er sich rings umzusehen, ob er nicht einen im Saale fände, der ihn kenne und Zeugnis für ihn ablegen möchte. Aber seine Bekannten lachten und verbargen sich, denn die Sache schien ihnen gar lustig, und warteten, wie er seine Mutter, mit der er gar nicht verwandt war, aus dem Saale führen würde.

„Ei", sprach der Kaiser, „es scheint, es steht schlecht um Euch! Ihr seht aus, als ob Ihr lieber wieder draußen wäret!" „Ich werde schon loskommen", erwiderte der Ritter. „Aber dies schwöre ich hier: was ich ihr an Gut vertan habe, berechne ich auf den Wert eines Spans, den soll sie haben, und damit laßt es genug sein." „Wie?" rief die Alte, „hast du nicht von meinem Gute in Saus und Braus gelebt? Meine Ländereien versetzt? Stehen nicht hundert Hufen Landes heute noch in Pfand?" Da sprach der Kaiser zu dem Ritter: „Das heißt übelgetan. Du sollst Vater und Mutter ehren, das hat uns Moses, der Prophet, verkündigt." Da und dort erscholl ein zorniger Ruf, er solle die Rede lassen und seine Mutter mit sich fort-

nehmen. „Und stünde es im Antiochus“, rief der Ritter, „ich werde nimmer dazu getrieben werden, Ihr wollt mich ja rein um den Verstand bringen. Heißt es nicht in unserm Glauben, die Menschen würden alle auf einmal auferstehen? Wahrlich, wenn Gott ein Wunder tut, daß meine Mutter nun allein auferstanden ist, so ist mein Glaube gering. Und käme Sankt Martin selbst und nähme sie aus dem Grabe, meine Mutter hat bei ihren Lebzeiten alles redlich bezahlt und niemals einer Bürgschaft bedurft.“ Da wurde der Kaiser zornig: „Wahrlich“, rief er, „mich wundert, daß ich es so lange dulde! Ihr dünkt mich ein böser Mann, da Ihr Eure Mutter verleugnet und Himmel und Erde werden Euch darob zürnen! Bei des Reiches Huld, ich gebiete Euch, führt sie fort und haltet sie in kindlicher Pflege, wie es einer Frau von edlem Stande gebührt.“ Da dachte der Ritter in seinem Sinn: „Dir wird nichts Gutes geschehen, alle sind wider dich. So tu ich denn, was das geringste Übel ist, und gehorche dem Kaiser. Der Teufel hat sie dir beschert, du kannst dich ihrer nicht erwehren.“ Dann sprach er:

„Herr, es soll geschehen, was Ihr gebietet. Da mir nun meine gute Mutter allhier auferstanden ist, so kann männiglich hier im Saale gewiß sein, daß auch die seine ihm bald auferstehen wird. Aber ich glaube nun an keines Pfaffen Sage mehr." Und zu der Alten gewendet: „Liebe Mutter, seid mir willkommen! Zwar habe ich noch nie dergleichen Märe gehört, daß jemand jahrelang tot ist und dann wieder gesund wird, aber Ihr könnt mir ja nun mehr davon sagen, wie es um jene Welt beschaffen ist, so schlägt es mir am Ende noch zum Vorteil aus."

Damit ließ er die Pferde bereiten, wartete nicht länger und ritt mit ihr fort. Er nahm das Ganze für ein närrisches Spiel und redete ununterbrochen mit dem Gesinde. „Mir soll sich mein Heil noch mehren", rief er wohlgelaunt. Als sie nun so eine halbe Meile dahin geritten waren, begegneten ihnen einige Herren, die mit einer großen Schar zu Hofe fahren wollten. Die fragten ihn, was es dort Neues gäbe? „Ei", erwiderte er, „wer seine Mutter begraben hat, der kann sie zur Zeit am Hofe wieder lebendig finden. Und wenn sie vor dreißig Jahren anderswo war, heute ist sie nirgend anders

als dort. Seht, da führe ich die meine, ich habe sie dreißig Jahre nicht gesehen." Da erwiderten sie: „Nichts für ungut, aber Eure Mutter scheint doch in alle Ewigkeit verloren zu sein. Denn die da ist es nicht, die Frau ist uns wohl bekannt." Und der Sohn, der sich unter den Herren befand, trat vor und sprach: „Es ist meine Mutter." „Ei wirklich", rief der Ritter. Er wehrte sich nicht eben allzusehr sie herzugeben, nur ein klein wenig, sozusagen ehrenhalber, damit es bei Hofe nicht hieße, man habe ihm die Mutter weggenommen.

Als die Märe in den Saal kam und sich allüberall bei Hofe verbreitete, lachte der Kaiser stark. Er hieß dem unechten Sohne ein Roß von zwanzig Mark Wert hinbringen und schenkte es ihm. „Ihr dünkt mich ein guter Mann", ließ er ihm sagen, „habt Ihr nun keine Mutter mehr, so nehmt das Roß dafür."

Wie man Frauen zieht

Ein Ritter, reich an Ehren und irdischen Gütern, konnte Zeit seines Lebens dieser nicht froh werden: denn er selbst war sanften Mutes, seine Ehefrau aber ein böses und widerhaariges Weib, so daß die Nachbarn und alle Welt sie für die größte Zange hielten, die je gelebt. Hasel-, Birken- und Eichenruten, mit denen er ihr weidlich den Rücken gerbte, verschlugen nichts, denn sie blieb in allem wie zuvor. Wenn arme Leute kamen und um Herberge baten, empfing sie sie mit Gezänk, wen er aber fort haben wollte, den bat sie sicherlich da zu bleiben; so, daß stets geschah, was ihm nicht gefiel, was er aber gern gesehen hätte, auf keine Weise zu erreichen war. So währte der Streit unter ihnen nun schon dreißig Jahre, doch war es ihm nie gelungen, ihren zänkischen Sinn und böse Zunge zu zähmen.

Zu allem Überfluß geriet aber die Tochter, die ihnen geboren wurde, in jedem Stücke der Mutter nach: von allem Üblen, das die Mutter hatte, streitsüchtig Wesen, Bosheit und Geiz, besaß sie mehr denn drei, war dabei aber eine schöne und starke Person und den Augen angenehm, nur wild von Sitten und grob in ihren Reden. „Tochter" sagte der Vater da eines Tages zu ihr, „lege beizeiten die Sitten deiner Mutter ab! Daß du dich hernach nicht beklagen mußt, wenn du einen Mann bekommst. Denn glaube mir, er wird dir sonst den Rücken und die Hüften zerbläuen, daß du es zu spät bereust." „Ei ja, dort geht der Mond auf, sieben Eier für'n Batzen, was nicht gar? Wie oft habt denn Ihr meine Mutter gerauft oder geschlagen?" „Was mich betrifft, ich lebte stets gern in bequemer Ruhe." „Und warum sollt' ich's anders haben wie meine Mutter? Laßt mir Gott nur den Mann bescheren, das Übrige will ich schon fertig bringen." „Paß aber auf, daß du nicht an einen gerätst, der dich zwingt, und nach seiner Weise tanzen lehrt, damit es nicht mehr Prügel in der Ehe gebe als du Pfennige im

Kasten hast, denn eins dünkt mich billig: wer dich zum Weibe begehrt, er sei nun Ritter oder Knecht, dem geb' ich dich, möge er dir denn in Gottes Namen die Haut mit Eichengerten streichen." „Jawohl, wegen der Federn, daß die Gänse wohlgeraten! Wo sind denn, die mich haben wollen? Traut sich ja doch keiner, es mit mir zu wagen, müßte ihm auch übel gelingen! Käme morgen einer und ich nähme ihn, das wollt' ich sehen, wer von uns beiden das längere Messer trüge. Freilich, es verdrießt Euch, daß Ihr meine Mutter so lange geduldig ertragen habt. Aber glaubt mir, Eure Reden sind nicht von der klugen Art, und ich will lieber nach der Henne tun als nach dem Hahn." „Gut, so sage ich nichts mehr. Möge Gott es fügen und dir in kurzem den Mann senden, der dir deine Bosheit nach Gebühr erwidert!"

Nun wohnte da ein Ritter nahe bei, kaum drei Meilen entfernt, der besaß zwar einigen Reichtum, aber nicht allzuviel. Als er die Mär von Hörensagen vernahm, daß aber die Jungfrau im übrigen schön und stattlich sei, dachte er: „Ich will es wagen." Und sann darüber nach: „Wie, wenn ich sie gut mache? Sollte mir dies

aber nicht gelingen, so will ich sie so übel halten, daß sie sich nicht Rats wissen soll." Eines Tages kam er also mit seinen Freunden und warb um sie. „Sollte ich mich daran versündigen", entgegnete der Vater und offenbarte ihm alles, was er von den Sitten seiner Tochter zu sagen wußte, aber der Freier sprach: „All' das habe ich wohl gehört, aber just darum bin ich hergekommen. Gebt Ihr sie mir zum Weibe, so soll, will es Gott, kein Jahr vergehen und sie läßt von allem, was gegen meinen Willen ist." Zum zweiten Male warnte ihn der Vater, er werde nichts dabei gewinnen als ein frühes Alter. Als aber der Ritter entgegnete: „Laßt mich nur walten, ich bin ja noch so jung", so wurden sie am Ende doch noch einig und beredeten untereinander mit Wort und Handschlag, wann er kommen solle, um sie in sein Haus zu führen. Die Mutter wußte noch nichts von dem Geschehnis; als sie erfuhr, daß die Tochter vergeben worden sei, drohte sie ihr ans Leben und erging sich in allerlei Schwüren und Verwünschungen. Eines Tages, als sie beieinander saßen, sagte sie zu ihr: „Zu Tode will ich dich schlagen, wenn du deinen

Mann besser hältst, als ich deinen Vater gehalten habe! Höre meinen Rat, Tochter: Wenn er zornig auf dich ist und dich zu Boden wirft, beiße, kratze und rauf' ihn wieder, denn besser so, als daß du vier Wochen lang mit zerbläutem Rücken herumläufst. Was mich betrifft, so habe ich, ungelogen, deinem Vater Haare ausgerissen mehr als ein ganzes Fell Wolle. Du bist aber voller gewachsen als ich und stärker an Gliedern und Armen, und dennoch habe ich, obzwar geringer als Du, den Preis behalten."

Danach über sieben Nächte war der Tag da, an dem der Ritter die Braut holen sollte. Er wußte wohl, was ihm bevorstand und rüstete sich: er kaufte um einige Batzen einen halb lahmen Gaul, dazu nahm er einen Hund, den er an einem Stricke mit sich führte, holte seinen Habicht, der auf der Stange bei der Wand saß, nahm ihn auf die Hand und ritt so auf dem Gaul mit Hund und Habicht zu dem Hause des Schwiegervaters und forderte die Braut. Die gab man ihm ohne Widerrede und hieß sie in Gottes Namen dahinziehen. Als sie hinten auf dem Pferde saß, rief ihr die Mutter noch zu:

„Vergiß nicht, was ich dir sagte, und sei deinem Manne untertan, wie ich dich's gelehrt habe!" worauf die Tochter lachend erwiderte, sie möge nur ruhig sein, sie werde es in allen Stücken so halten, wie sie es versprochen habe. Damit ritten denn die beiden von dannen.

Statt aber nun die breite Straße zu reiten, bog er mit dem Pferde auf einen schmalen Weg ab, wo sie bald in eine verwilderte Gegend gerieten. Da begann der Habicht, den er auf der Hand trug, nach Jagdvogelart unruhig zu werden, denn er begehrte aufzusteigen. Er aber sprach zu ihm: „Willst du dich wohl stille halten, sonst schlage ich dich tot und zerschmettere dir den Kopf, daß dir die Sinne und die bösen Begierden bald vergehen sollen." Da ersah aber der Habicht eine Krähe auffliegen und wollte ihr nach. „Gut", sagte der Ritter, „wenn du nach Ungemach strebst, und es vorziehst, in Unfrieden zu leben, so geschehe dir denn dein Recht." Damit würgte er ihn ab wie ein Huhn und warf den toten Vogel nieder in das Gras. „Nun habe deinen Willen, aber das sage ich hier, damit es jeder wisse: was heute mit

mir auf dem Ritte ist, möge sich guter Sitten befleißigen, damit ihm, bei Gott, nicht ein Gleiches geschehe! Eia, du Hundevieh, was zerrst du mich, und renkst mir schier den Arm aus? daß er dir nicht zum Unheil gerate!" Der Hund gehorchte aber nicht und wollte dem Herrn auf keine Weise an der Seite bleiben. Da geriet dieser in Zorn, zog sein Schwert und hieb das Tier mit einem Streiche in zwei Stücke. Fast hätte die Braut aufgeschrieen, denn ihr wurde nun doch übel zu Mut. „Guter Gott", dachte sie, „was ist dies für ein Mann, welcher Teufel mag ihn wohl hergebracht haben." Denn er trug nun das Schwert entblößt in der Hand. Plötzlich dünkte es ihm wieder, als ginge das Pferd nicht so, wie er gerne gemocht hätte. Wenn man den Hund henken will, so sagt man, er sei ein Lederfraß, auch wenn er sein Lebtag kein Leder gefressen. So tat denn auch er mit dem Pferde, zückte das Schwert und hieb den Gaul mit einem gewaltigen Schlage übern Hals. „Da liege nun, Schindmähre und schnaube! Wärest du recht gegangen, du hättest den Tod nicht erleiden müssen." „Herrin", sprach er dann zu der

Braut, „Ihr habt gesehen, was hier vorgefallen ist. Das Pferd liegt tot, samt dem Hunde und dem Federspiel. Da ich es aber seit langem entwöhnt bin, zu Fuße zu gehen, so gedenke ich, es auch jetzt nicht zu tun. Es bleibt mir daher nichts weiter übrig, Herrin, als Euch zu reiten."

Als sie sah, daß es ihm ernst war, und er sie denn auch sogleich zu satteln begann, rief sie: „Herr, Gott bewahre Euch, laßt doch den Sattel weg, ich trage Euch so nur desto besser." „Herrin, wie stünde es mir an, auf ungesatteltem Rosse zu reiten? Gebt acht, daß Ihr nicht böse Sitten annehmt, wie Habicht, Hund und Pferd getan." „Dessen mögt Ihr ganz ruhig sein", sagte sie, „ich trage Euch wohl beide." Sogleich legte er ihr den Sattel auf, tat ihr den Zaum in den Mund, hieß sie, sich auf die Hände niederlassen und sprang auf. Kaum aber waren sie drei Speere lang so weitergeritten, als ihr gar schwach und übel zu Mute wurde. „Herrin! schnauft Ihr?" fragte er. „Nein, Herr, keineswegs! Glaubt mir, dies ist ein so schönes Feld, ich erbreche mich noch, wie fein ich trabe." „So trabt denn

zu, sonst entgeltet Ihr mir's noch!" „Nicht nötig, lieber Herr, Ihr dünkt mich eines hübschen Trabs wohl wert! In meines Vaters Hofe geht ein Rößlein, von dem hab' ich's gelernt. Ihr sollt sehen, wie sanft und eben ich gehen kann." „Wollt Ihr immer tun, was ich will?" „Gewiß, Herr, was anders sollte ich wollen?" Da hub er sie sofort zu sich auf und nahm sie unter seinen Mantel.

Indessen hatten seine Freunde an einer bestimmten Stelle des Weges gewartet, denn er hatte ihnen heimlich gesagt, sie möchten kommen und sie nach Hause führen. Was nachher dort geschah, kann ich nicht sagen, denn ich war nicht dabei, als sie Hochzeit machten. Daß diese aber trefflich geriet, weiß ich wohl, auch wurde sie das beste Weib, das je an eines Mannes Seite lebte, empfing ihre Gäste freundlich und wartete seines Willens zu jeder Zeit.

Sechs Wochen danach kamen ihre Eltern zu Besuche, um nachzusehen, wie es ihnen ginge und sie sich eingerichtet hätten. Als die Mutter bemerkte, wie wohl sie sich vertrugen, rief sie die Tochter zu sich und sprach: „Ei, du verschaffene Dirn', glaubst du, ich sähe das nicht, wie du dich zu deines Mannes

Magd hast machen lassen? Daß Gott dich strafe, wie hast du dein Ding nur so töricht anfangen mögen!" und kneipte sie an allen ihren Gliedern, daß sie laut zu weinen begann. „Mutter", sagte sie, „wenn Ihr Scheltens halber hergekommen seid, sucht Euch eine Andere, die Euch anhören mag! Ich habe den allerbesten Mann, aber wer ihm den Zorn aufrührt, der hat am längsten gelebt." „Der Teufel sitzt in deinem Hirn, du alter Gimpel", schrie die Mutter, „warte nur, schmutziger Kobold, das soll dir nimmer verziehen sein." „Mutter, ich will Euch nicht drohen. Aber das rate ich Euch doch, grüßt meinen Mann besser, als Ihr meinem Vater getan. Das wäre Euer Glück, denn sonst wird es an Eurem Rücken zum Vorschein kommen." „Ja", entgegnete sie, „Hennenberg! Seht doch an, was die üble Haut da kläfft! Die Sucht soll er kriegen, ehe er mich unter die Zuchtrute nimmt!" Der Schwiegervater und der Eidam saßen indessen heimlich in einem andern Gelaß und hörten alles, was die Mutter sprach. Der Vater, glücklich, einen so trefflichen Eidam zu haben, empfand die Störung des guten

Einvernehmens gar bitterlich. Da sagte jener: „Ich habe einen Anschlag ausgesonnen, wie ich bewirken könnte, daß Euer Weib sich änderte. Wenn Ihr mir verstatten wollt, nach meinem Willen zu tun, so sollt Ihr bald mehr darüber erfahren.“ „Herr, das will ich Euch gern verstatten“, entgegnete der Schwäher, „ob Ihr sie streichen, scheren oder in den Kohlen braten wollt, mir soll es gleich sein, und mein Beistand soll Euch wahrlich nicht dabei fehlen.“ „So reden wir nicht weiter davon, gebt acht, was noch heute geschehen wird.“

Er hatte sich bereits zu dem Anschlag vorbereitet und zwei Braten erstanden, die er mit sich trug, als er zu ihr in die Kemenate ging. „Willkommen, Herr Ekkehart“, rief sie ihm schon beim Eintreten entgegen. „Gnaden, Herrin, Frau Isenhart“, erwiderte er und trat nahe an sie heran: „Herrin, lange genug hat Euer Mann nun gelitten. Er sollte lieber mit einer flämischen Elle Schläge über Euren Rücken zählen, und wenn sie an Euch zerschlagen ist, sich rasch eine andere bringen lassen, bis Ihr um Euer Leben flehtet. Denn nie gab es ein Weib,

dessen Bosheit der Euren geglichen hätte." „Jawohl, wessen Kuh beißen die Rinder? Lieber Eidam, Herr Gickengauch, ich habe bisher Haut und Haar vor ihm behalten, ich behalt sie, will's Gott, auch weiter noch." „So solltet Ihr doch wenigstens Gnade mit ihm haben." „Sieh doch, was hab' ich ihm denn getan?" „Ihr verleidet ihm sein eigen Haus." „Seine Katze nenne ich Maus und seinen Hund einen Hasen, wenn es mir beliebt. Das wird nicht anders werden bis an unsrer Tage Ende." „Gut, so müssen wir's gegen Euren Willen erzwingen, daß Ihr davon ablasset. Ich weiß gar wohl, was Euch das Hirn im Kopfe verwirrt, daß Ihr gar so übel geraten seid: Ihr tragt zwei Zornbraten in Eurem Leibe, davon seid Ihr so böse geworden. Wer Euch die herausschnitte, brächte Euch leichtlich zu guten Sitten." „Das ist mir wahrlich lieb, daß Ihr ein Arzt geworden seid und Euch so trefflich auf Krankheit versteht. Habt Ihr Nieswurz zur Hand und Agrimonia? Kennt Ihr Aklei und Fenchel?" „Frau, Eure Üppigkeit ist wahrlich groß." „Nun, sollt' ich des nicht lachen, was Ihr da aus mir

machen wollt? Wie sollte denn dies möglich sein, daß ich Braten in mir herumtrage, just wie ein wildes Eberschwein?"

Sie wollte entwischen, aber schon ergriffen sie zwei Knechte und warfen sie nieder. Dann faßte er ein scharf zugespitztes Messer und schnitt fest durch das Unterhemd, daß ihr das Lachen verging, bis eine lange und tiefe Wunde entstanden war: das Lied, das sie da sang, war nicht eben von der fröhlichen Art. Darauf nahm er einen der Braten, die er mitgebracht hatte, wälzte ihn in dem Blute und warf ihn in einen Eimer. „Herrin", sagte er, „da habt Ihr, wovon Ihr all die Zeit so boshaft gewesen." Sie lag unter ihm und flehte: „Ja, Herr, das ist es, was mir fehlte, und mich um alle Sanftmut gebracht hat. Welcher Teufel mir das angetan, das weiß ich selber nicht." „Oh nein, Ihr habt noch einen zweiten Braten an dem andern Beine." „Der stört mich nicht so sehr, als der da vor Euch liegt." Da sprach die Tochter lachend: „Ich rate Euch, laßt Euch den zweiten auch noch herausschneiden, damit nicht alle Mühe am Ende vergeblich gewesen sei. Er könnte ein Junges bekommen, dann wär's uns miß-

lungen.“ „Ach nein, liebe Tochter, rede ihm zu, daß er es nicht tue. Ich habe mich schon bekehrt und will alles loben, was immer Ihr wollt.“ „Wollte Gott, daß es so käme“, sagte die Tochter, „das wäre für meinen Vater ein selig Ding! Wo ist nun Euer Hennenberg und all die Sprüchlein, die Ihr mich gelehrt? Aber mich wundert, daß man so lange wartet, den andern Braten herauszuschneiden.“

Da wollte er sich an das andere Bein machen, aber sie schrie laut: „Ach nein, Herr, nein, laßt es genug sein! Gedenke, Tochter, daß ich dich trug, und sage ihm, daß er mich schone. Ich will hangen, wenn ich nicht fortan gut sein werde.“ Da ließ er sie sofort aufstehen und sie gelobte ihm nochmals in die Hand, ihr Versprechen zu halten. Aber eher verbrennte der Rhein, als daß solch ein böses Weib sich ändern könnte. Sie fuhren bald wieder nach Hause. Doch wenn sie ihrem Manne künftig widersprach, so sagte er nur: „Ich allein kann es nicht fertig bringen, ich will rasch einmal nach unserm Eidam senden“, da wurde sie rot vor Scham und meinte, dies wäre nicht nötig und sie werde schon von selbst nach seinem Willen tun.

Die Heidin

Es war einmal ein edler Graf, der vernahm den Ruf von der unübertrefflichen Schönheit einer Königin, die fern im Heidenlande an der Seite ihres Gemahls leben sollte. Sogleich machte er sich auf, durchzog abenteuernd die Welt und gelangte am Ende in die Stadt, in der die Herrin seines Herzens wohnte. Der heidnische König lud ihn freundlich ein, er aber sah und hörte niemand als die liebliche Frau, die beim Essen und allerlei Kurzweil an seiner Seite saß: doch wies sie alle seine Bewerbungen zurück und vergalt ihm Liebe mit Hohn und spöttischer Rede, so daß er wieder davonzog und das ganze Heidenland durchquerend, sich in Todesgefahren und wilde Abenteuer stürzte. Als die Frau davon vernahm, fürchtete sie, er würde um ihretwillen den Tod erleiden, faßte Erbarmen mit seiner großen Liebe und begann, heimlich an

ihn zu denken. Als der
Tages lange fortgeritten
dem verhohlen einen
ihn, zu kommen.
Der gl ter ritt Tag
er wied Frau ank
sie ihn sprach:
kommen ich bin
Darob er heftig:
„nicht m erin,
du sein!" ingen
hatten m
So ging
endlich:
und me
Laß' un
gehen."
zwei gef
lieb, die
sammen st
erwiderte de
„besser heute
Liebe zu dir f
du in meinem
Königin!" Dies
auf diese Weise lei

entgegnete: „Lieber Herr, ich will Eure
willen mit Euch Freunde scheiden: ich
h in zwei Teile, von denen jeder
Schönheit hat, und gebe Euch den
Eigentum. Sagt an, liebster
Ihr ihn haben?“ „So fanget
ung an“, entgegnete er, „damit
lieben sind und nichts Krummes
„Nimm, was dir das Beste
e darauf. „Der eine Teil
es Himmels: willst du ihn,
r andere befindet sich vom
wählst du diesen, so schalte
fällt! Der bessere Teil
tere mir, entscheide frei
essen!“ Der Ritter ließ
o schwieg. „Antworte
Ihm war es, als wär'
Schermesser geschoren,
bringen mögen. „Mir
mich tot“, sagte er,
leide und Ihr mich
Ich sehe, Ihr ver-
und Ränke. Gebt
berlegung, so will
Teil ich nehmen

ihn zu denken. Als der König nun eines Tages für lange fortgeritten war, sandte sie dem Grafen verhohlen einen Boten und bat ihn, zu ihr zu kommen.

Der glückliche Ritter ritt Tag und Nacht, bis er wieder bei der Frau ankam. Da grüßte sie ihn lieblich und sprach: „Seid mir willkommen, Herr, ich bin Eure Dienerin!“ Darob erschrak er heftig: „Nein“, sagte er, „nicht meine Dienerin, meine Herrin sollst du sein!“ Dann gingen sie zum Essen und hatten mancherlei Kurzweil und Saitenspiel. So ging es eine Zeit lang hin, da sprach er endlich: „Eia, meine liebe Herrin, es ist spät und meine Seele ist wund von Sehnsucht. Laß' uns zusammen in die Kemenate schlafen gehen.“ Da lachte die Frau: „Freilich, wo zwei gefangene Diebe sind und haben sich lieb, die finden wohl eine List, wie sie mitsammen stehlen und hehlen können.“ „Ach“, erwiderte der Ritter und sah sie lieblich an, „besser heute als morgen, denn so wird die Liebe zu dir fester von Tag zu Tage, damit du in meinem Herzen thronst als auserwählte Königin!“ Dies sagte er, weil er hoffte, sie auf diese Weise leichter zu bewegen. Sie

aber erwiderte: „Lieber Herr, ich will Eure Pein mildern und Euch Freude schenken: ich teile mich in zwei Teile, von denen jeder doch seine Schönheit hat, und gebe Euch den einen zum Eigentum. Sagt an, liebster Herr, wollt Ihr ihn haben?" „So fanget mit der Teilung an", entgegnete er, „damit wir beide zufrieden sind und nichts Krummes dabei vorgehe!" „Nimm, was dir das Beste scheint!" sagte sie darauf. „Der eine Teil liegt oberhalb meines Gürtels: willst du ihn, so ist er dein. Der andere befindet sich vom Gürtel unterhalb: wählst du diesen, so schalte damit, wie es dir gefällt! Der bessere Teil gehört dir, der schlechtere mir, entscheide frei und nach eigenem Ermessen!" Der Ritter ließ den Kopf hängen und schwieg. „Antworte mir!" rief die Frau. Ihm war es, als wär' ihm der Bart ohne Schermesser geschoren, er hätte sich selber umbringen mögen. „Mir wäre besser, ich stäche mich tot", sagte er, „als daß ich diese Not leide und Ihr mich auf solche Weise quält. Ich sehe, Ihr versteht Euch wohl auf Listen und Ränke. Gebt mir drei Tage Frist zur Überlegung, so will ich Euch sagen, welchen Teil ich nehmen

mag." „Es sei gewährt!" erwiderte sie, sagte ihm Gutenacht und ging zu Bette.

Der Graf aber schrie Zeter über das arglistige Weib: „Zu guter Zeit nimmt sie mir noch das Leben", sprach er zu sich selber und legte sich verdrossen nieder. Die Gedanken gingen ihm kreuz und quer, er konnte keine Ruhe finden. „Der obere Teil ist ja gut", dachte er, „aber der untere ist noch viel besser. Wie, wenn ich diesen nehme? Denn er taugt zur Liebe und wird mich reich an Freuden machen und ich erwerbe mit ihm zugleich den oberen Teil. Ei seht doch, was rede ich denn da? Ich bin ein Kind, das merk' ich wohl: Wenn mich die Frau nur einmal recht herzlich mit ihren Armen umfängt, so ist sie mein mit ihrem ganzen Leibe, das möcht' ich beschwören. Denn, wo wäre die Frau, die der Mann nicht erbarmte und die ihn forttriebe, wenn er in ihren Armen liegt?" Dann aber bedachte er sich anders und meinte, es wäre vielleicht doch besser, wenn er den unteren Teil wählte, er müßte ja ein Tölpel sein, wenn er den andern nähme. „Hast du nur den unteren einmal", überlegte er, „so kannst du ihr sagen, was du magst, es

geschieht auf jeden Fall und auf die lieblichste Weise." Doch bald standen wieder die Gegengründe mächtig in ihm auf und machten ihn unruhig und verzagt. „Wenn es herauskäme und man hörte in dem Lande, ich hätte den untern Teil genommen", sprach er zu sich selbst, „die Leute riefen mir ja auf den Gassen nach. Seht doch diesen Mann, schrieen sie, spuckt ihn an und lauft ihm nach wie einem Diebe! Der will ein Ritter sein und Minnedienst üben und weiß nicht einmal, wie er sich vor solcher Wahl zu betragen hat? Nein, wenn ich nun schon einen Teil in jedem Fall verlieren muß, so wähle ich den obern. Das kann noch mein Glück werden: sie hat dich sicherlich nur damit versuchen wollen, und wenn du sie schön bittest, so kann sie dir nimmer etwas versagen. Vertraue nur auf sie, sie ist ein ganzes Weib und weiß wohl, was sie tut." Damit sprang er auf: „Ich nehme den oberen Teil", rief er und fühlte sich wieder froher und zuversichtlicher.

So gingen die drei Tage vorüber. „Wenn ich nur richtig getroffen hätte, was sie gemeint hat", dachte er, „sonst verliere ich sie zuletzt noch vollends", und ging die ganze

Zeit in lebhaften Sorgen umher. Am Morgen des dritten Tages nun trat die Frau vor ihn und fragte mit lieblicher Stimme: „Nun, Herr Graf, wie habt Ihr Euch bedacht? Ist es entschieden, welchen Teil Ihr nehmen wollt?“ Da antwortete er mit Züchten: „So will ich Euch denn meinen Entschluß verraten und nicht länger damit hinter dem Berge halten: Ich sag' es auf Eure Gnade, der obere Teil soll mein sein!“ „Es sei!“ erwiderte sie, sah ihn mit spielenden Augen an und lachte. „Gut“, sagte er, „wenn es also dabei bleiben soll, so gebiete ich denn meinem Teil oberhalb des Gürtels, daß er mich sogleich lieblich umfange, wie es ihm geziemt.“ Das geschah unverzüglich. Da sprach der Graf: „Gib mir deinen roten Mund!“ „Tausendmal!“ erwiderte sie, nahm ihn innig in ihre Arme und küßte und umfing ihn lieblich. „Herrin“, sprach er, „wie soll ich leben, daß du mit mir zufrieden bist? Belehre mich!“ „Dein Teil ist dir hold“, entgegnete sie und drängte sich noch wärmer an ihn, „du tust so mit ihm, wie es mich recht dünkt.“ „Herrin, Süße, Reine“, rief er da, „um aller Frauen Zucht beschwör' ich dich:

gib mir nun auch den andern Teil." „O nein, das wird nicht geschehen: ein Teil ist mein, der andere dein. Mit dem deinen vergnüge dich, wie es dir behagt, aber mit dem meinen tu ich, was ich will, und soll ein jedes behalten, was ihm gehört." „So nimm den meinen und leihe mir inzwischen den deinen", sprach der Ritter. Aber das wollte sie auch nicht tun. Da brach er in Jammer und Klage aus: „O weh, du Reine, du Gute, was bist du böser Listen so voll! Sprächst du nun, wie es billig wäre: Es sei!, ich möchte dich zwiefach meine Herrin nennen!" „Ei, wo käme denn dann meine Ehre hin?" entgegnete sie. „Nein, nein, überträte ich das Gebot, das wäre eine große Missetat." „So willst du mich töten?" rief der Graf außer sich. „Wie", antwortete sie, „hab' ich nicht selbst dich aus Nöten erlöst? Hast du nicht frei gewählt? Es tut mir leid, wenn du falsch gewählt hast", und begann laut über die mißratene Wahl zu klagen. Dabei umfing sie ihn aufs neue und herzte und koste ihn, ihm aber wurde so schwül zumut, daß er am liebsten damit verschont gewesen wäre. Ist doch kein Mann so wild

oder so sanft geboren, daß er nicht zornig würde, wenn man ihn mit der einen Hand streichelt, mit der andern knebelt. Ach, solche Sehnsuchtsnot, wie sie der unglückliche Graf da erlitt, hätte selbst einen Riesen töten müssen. So nahm er denn verzagt Abschied und verließ das Zimmer.

Inzwischen war auch der König wieder nach Hause gekommen. Als der Graf dies vernahm, kam er auf eine gar feine List und sprach zu dem Weibe: „Habt Ihr Euch nun anders besonnen und wollt tun, was ich begehre?" „Nein", erwiderte sie und verwies ihn auf seinen Teil. „Gut", sagte der Graf, „sintemalen Ihr mir nicht ganz gehört, so verbiete ich hiermit meinen Augen, den König jemals heimlich anzusehen, und zwar dem rechten, sowohl wie dem linken. Meinen Ohren verbiete ich, irgend auf seine Worte zu hören und zu vernehmen, wenn er eine Bitte ausspricht. Auch verbiete ich meinem roten Mund, jemals in Güte zu ihm reden, und befehle ihm, jederzeit das Gegenteil von dem zu sprechen, was der Heide wünscht. Sagt er nein, mein Mund sagt ja, sagt er weiß wie Schnee, mein Mund sagt grün wie

Klee. Endlich aber verbiete ich meinen Armen, ihn nimmer an meinen Brüsten erwarmen zu lassen." „Was du mir geboten hast, wird geschehen", sagte die Frau und schied von ihm, um sich zu dem Könige zu begeben.
Dieser fragte gerade den Truchsessen, ob das Essen bereit sei, und wollte zu Tische gehen. Als sie nun ein Weilchen bei der Tafel gesessen hatten, lud er sie ein, zuzugreifen. „Laßt uns doch die Füße an dem Tische zählen", erwiderte sie. Dann verlangte er zu trinken, da rief sie: „Bringt ihm endlich Schild und Speer!" „Seid Ihr denn trunken?" fragte er. „Nun will ich ein Abendtänzlein machen", gab sie zur Antwort. „Weihrauch!" schrie der König, „sie ist verrückt geworden." Aber sie schalt ihn einen Lügner und elenden Gauch und trieb es auf diese Weise volle sieben Tage. Sagte er Brot, so antwortete sie Stein, nannte er jemand trunken, sie erklärte ihn für naß. Bald wurde der König jedoch inne, daß sie mit allen verständig sprach und nur ihm so verkehrte und verquerte Antworten gab. „Ich will zur Jagd reiten", rief er, „aber das sage ich Euch, Frau, laßt das Getue sein, sonst könnte es Euch noch

übel ergehen!" Als er nun zwei Hasen erlegt hatte, schnitt er sich noch drei tüchtige Knüttel und ritt wieder nach Hause. Die Frau aber änderte ihr Betragen nicht und fuhr fort, verdrehte Reden zu führen: da packte er sie bei ihrem gelben Haare, zerrte sie weidlich hin und her, zerknüllte ihr den Kopf und verbläute ihr den Rücken, daß die Knüttel davon in Stücke sprangen. „Nun hast du dein Teil", rief er zornig, „ich aber reite nun fort, so bald sollst du mich nicht wieder zu Gesicht bekommen", ließ sich sein Roß satteln und sprengte auf und davon.

Da ermannte sich die Frau, ging hinein zu dem Grafen und klagte ihm ihr Leid. „Wer hat dir etwas angetan?" fragte er. „Mein Satan von Mann", erwiderte sie, „und das aus keinem andern Grunde, als weil du mir das törichte Gebot gegeben hast", und zeigte ihm ihren zerrauften Kopf und wie ihr Rücken und Arme zerschlagen waren. „Es tut mir leid", sagte der Graf, „aber ich will Gott doch loben, daß wenigstens dein Teil verschont geblieben ist. Wenn der meine geschlagen wurde, so will ich's im Namen Gottes ertragen. Armes

Kind, hat er dir meinen Rücken arg verprügelt?" „Laß dein Spotten sein", rief sie und fiel ihm um den Hals, „glaube mir, von diesem Tage ab werd' ich keinen Stoß noch Schlag mehr um deinetwillen erdulden. Komm, laß uns schlafen gehen." „So hebst du die Teilung auf?" fragte der glückselige Ritter. Sie aber öffnete schon die Tür zu ihrer Kemenate und führte ihn leise hinein.

Der Ritter mit den Nüssen

Ein Ritter ritt eines Tages, wie er öfter zu tun pflegte, mit seinen Hunden zur Jagd. Alsbald sandte seine Frau heimlich zu ihrem Buhlen und beschied ihn zu sich. Da ward dieser fröhlich und ging hin. Sie legten sich miteinander zu Bett und taten, was ihnen gefiel. Laßt einen Mönch raten, wenn ihr mehr darüber wissen wollt!
Unterdessen begann es jedoch zu regnen, so daß der Gatte sich entschloß, umzukehren. Er dachte: „Eh du naß wirst, besser, du reitest wieder heim." Denn die Wolken ergossen sich heftig. Da begegnete er einer Schar Kindern, die um Nüsse gegangen waren, nun aber gleich ihm vor dem Regen flüchteten, ehe es noch stärker gösse. Sie hatten ein gut Teil Nüsse in ihren Schoß gebrochen, da bat er sie, ihm auch davon zu geben. Die Kinder taten es gerne und er hielt seinen Hut hin,

denn er hoffte, mit den Nüssen eine Kurzweil für den Rückweg zu haben. So ritt er denn heim, während seine Hunde vor ihm herliefen. Der eine sprang voraus und kratzte am Tor. Da erschrak der Ritter, der im Bette des Wirtes lag, heftig, denn er dachte nicht anders, als der Wirt selbst wäre schon da. Als das die Frau vernahm, stand sie schnell auf: „Ihr dürft keine Angst haben", sagte sie. „Liegt nur stille und schweiget zu allem, was ich sprechen werde. Der Bettumhang ist dicht, ich werde Euch leicht von hinnen bringen." Als der Wirt in den Hof eingeritten war, nahm man ihm sein Pferd ab. Während er nun zur Kemenate seiner Frau ging, öffnete sie die Tür und setzte sich auf einen steinernen Sitz, der bei dem Bette stand, in welchem der Ritter nun allein hinter dem Umhang lag. Bald darauf trat der Wirt herein. „Was machst du, Frau?" fragte er. „Ei", sagte sie, „ich wollte just zu Bette gehen. Denn ich langweilte mich gar sehr, als ich so allein dasaß. Ach Gott, wozu es wohl helfen mag, daß du immerzu mit den Hunden ausreitest und lässest mich allein hier sitzen?" „Schweig

nur", sagte er, „ich habe dir Nüsse mitgebracht." „Das nenn' ich verständig", erwiderte sie, „du hast wohl selbst gedacht, daß ich hier nicht eben Kurzweil habe." Damit setzten sie sich hin und knackten die Nüsse aus dem Schoß der Frau. Indessen verging der Gast, der in dem Bette lag, beinahe vor Angst. Sie aber rief: „Herr Ritter in dem Bette, ich helfe Euch aus dieser Kemenate, des seid nur getrost! Hier wird Euch nichts geschehen, was sollte man Euch auch vorzuwerfen haben? Helft uns lieber Nüsse knacken!" Damit nahm sie eine Handvoll davon und warf sie hinter den Umhang. Aber der Gast wollte nicht knacken, es war ihm wohl zu langwierig. Um so verwunderter war der Wirt. „Was hast du nur um Gottes willen", sprach er, „zu wem redest du?" „Ei, es liegt ein Ritter dort in unserer Bettstatt", entgegnete sie. „Der wüßte wohl nichts Besseres, als hier auf mich zu warten?" „Das glaub' ich dir, daß ich es hernach den Tag lang von dir hören müßte! Aber ich will keine Schuld daran haben: steh auf und sieh selbst, wer es ist. Er hat gerade bei mir gelegen, mußtest du denn so früh

zurückkommen und uns unsre Freude stören? Denn es ist ein gar kühner Held." „Der Lästerteufel muß in dich gefahren sein", rief der Gatte, „Gott steh dir bei, daß du wieder zu Sinnen kommst. Wer ginge mir denn so töricht in die Schlinge und legte sich hier in mein Bett? Daß Gott dir helfe, bedenke dich und laß mich in Frieden!" „Meinst du, ich sei verrückt? So stehe doch auf und sieh selbst! Ich bin bei gutem Verstande, aber bei dir steht es, scheint's, nicht richtig im Kopf." „Du äffst mich nur, daß ich hingehe und niemand darin finde, damit du mich auslachen und nachher mit den anderen Weibern deinen Spott aus mir machen kannst. Ich sage dir aber, ich tue es nicht und damit hat's ein Ende." „Du fürchtest dich nur vor ihm, deshalb wagst du's nicht." Aber er war auf keine Weise dazu zu bringen. Jener, der indessen das Bett hütete, hatte noch immer nicht mit Nüsseknacken begonnen, er wäre lieber bis zu Sankt Jakob nach Spanien gelaufen und hätte sich von dort welche geholt. Da sagte die Frau: „Du hast recht, es war nicht die Wahrheit und es ist wirklich niemand hier. Aber das mögest du mir

glauben: Wenn dennoch ein Ritter in dem Bette läge, den wollt ich dir so fein von hinnen bringen, daß er aus dem Hause käme, ohne daß ihm auch nur ein Härchen dabei gekrümmt worden." „Ei, wie wolltest du das zu stande bringen?" fragte der Gatte. Da entgegnete sie: „Ich nähme dich unter mein Gewand, drückte dich an mich und hielte dich fest an meinen Leib gepreßt, dann deckte dir das Haupt zu, wie ich nun tue: Herr Gast, jetzt ist der Weg frei, zieht ruhig dahin! denn ich habe ihm das Haupt zugedeckt." Der Gatte konnte nichts sehen, da ließ sich der Gast das nicht zweimal sagen und schlich eilends davon. Kaum aber hatte sie so ihrem Buhlen verholfen, daß er unbemerkt entwischen konnte, so ließ sie das Haupt ihres Mannes frei und faßte ihn vorn am Schopf. „Hebe deinen Kopf hoch, Lieb", sagte sie, „und sieh mir offen ins Gesicht! Es war ein Scherz — vergibst du ihn mir?

Die treue Magd

Es war einmal ein biederer Scholar, dem Dienste der Wissenschaften und der Frauen ergeben, von fröhlicher Sinnesart und voll von kuriosen Reden, mit denen er die Leute lachen machte. Der entschloß sich eines Tages, seinen Vater, der reich an Schätzen und Ländereien war, um Geld zu bitten und nach Paris zu reiten, um dort der hohen Schule zu genießen, von der er viel gehört. Er besaß die Gewohnheit, regelmäßig am Morgen und Abend ein Gebetlein zu sprechen: morgens zu dem dreieinigen Gott, daß er ihn den Tag vor allem Jammer beschütze, abends zur heiligen Gertrud, ihm gute Herberg für die nächste Nacht zu geben. Als er nun so dahinritt, schlossen sich ihm unterwegs einige Krämer und Kaufleute an, mit denen er unter allerlei lustigen Gesprächen so seine sechzig Meilen zurücklegte.

Als die Herren nun aber wieder umkehren mußten, litt es ihn nicht länger in der Stadt, in der sie zuletzt gewesen: rasch bestieg er wieder sein Pferd, sprach sein gewohntes Morgengebet und ritt frischen Mutes allein in den Tag hinein. Als die Sonne unterging, befand er sich noch fern von der nächsten Stadt. Es wurde spät, rings war nichts als Wald und weite Heide. Da rief er laut: „Heilige Jungfrau Gertrud, sag' mir gute Herberg an, damit ich bei Gesundheit bleibe!" Er spornte sein Pferd zur Eile, denn er hatte noch drei lange Meilen zu reiten. Dann aber dachte er: „Du wirst doch hier draußen nächtigen müssen. Und daß du dein Pferd zu Tode rennst, hilft dir nicht, du kommst nicht mehr zur Zeit hinein. Drum gib dir keine Mühe und reite sacht!" Plötzlich aber wurde er abseits auf der Heide eines Mägdleins gewahr, wie es eben drei Lämmer und ein Schwein in einen stattlichen Hof hineintrieb. „Gott sei Dank, daß ich zu Leuten gekommen bin", sprach er, gab seinem Rosse die Sporen und sprengte so ritterlich in den Hof hinein. Da lief ein kleines Kindlein und sagte es der Frau.

Diese stand auf, um nachzusehen, und stellte sich an ein kleines Fenster. Da sah sie der feine Scholar oben stehen, wie eine Rose, die am Morgen aufgegangen. Seine Augen spielten zu ihr hinauf, grüßend ritt er näher und redete mit süßen Worten, die er gar artig zu setzen verstand, zu der Frau im Fenster: „Gott grüß' Euch, edle Dame! Wollt Ihr mir nicht sagen, wo der Herr des Hofes sich aufhalten mag?" „Mein Herr ist schon seit drei Tagen fort", erwiderte die Schöne, „er sollte längst wieder zu Hause sein." „Bedürft Ihr seiner denn so nötig?" setzte sie fragend hinzu. „O nicht doch", entgegnete er, „ich bin nur ein landfremder Scholar, wollt Ihr mich, um unserer Frauen Ehre, hier herbergen lassen?" „Gerne", sagte sie, „wenn mein Herr zu Hause wäre. So aber geht es nicht." „Ach, und die Stadt ist so ferne, um unserer Frauen willen, laßt mich doch hier nächtigen!" antwortete er und verstand es, so trauliche, zarte und feine Reden zu führen, daß der Frau das Herz im Leibe zu lachen begann. „Wie gerne täte ich's doch", sprach sie lieblich zu ihm, „aber die Leute

sind so böse und lassen keinen unverdächtigt. Wenn dies nicht wäre, glaubt mir, ich ließe Euch nimmer von hinnen ziehen." Als er dies hörte und inne wurde, daß sie seiner Bitte doch nicht willfahren würde, tröstete er sich und sprach: „Das hab' ich in den Büchern gelesen, was nicht sein soll, danach muß man nicht streben. Am Ende wird es anders noch besser, wer weiß! Und muß ich nun die Nacht so fort und fort reiten, durch Heide, Wald und Gebüsch, ich nehm's für gering und denke, das muß so sein. Gott segne Euch, edle, liebliche Frau, ich will nun von hinnen!" Aber sie bat ihn abzusteigen und wenigstens noch ein Weilchen zu verziehen, denn von den zärtlichen Worten, die er ihr gegeben, war ihr weh und bang zumute, und sie hätte gerne noch lange mit ihm gesprochen und freundliche Reden getauscht. Da kam eben ein Knappe über den Hof, der hatte kaum den Fremden erblickt, so rief er fröhlich: „Willkommen, lieber Junker!" und nahm ihm das Pferd ab. „Herrin", sprach er dann, zu dieser gewendet, „ist das nicht eine seltsame Geschichte, daß Gott just diesen hierher gesandt

hat? Ich habe lange seinem Vater gedient, das ist ein reicher Mann und hat Burgen und Ländereien die Fülle. Ich bitt' Euch, liebe Herrin, laßt ihn den Abend nicht fort von hier!" „So führe das Pferd hinein!" sagte die Frau. Dann ließ sie ihm Malvasier und andern edlen Wein auftragen. „Wo bleibt das Brot?" rief sie, „wenn mein Mann gekommen wäre, wir hätten es längst schon hier." Ihre spielenden Augen und lieblichen Wangen wandten sich nicht mehr von ihm, sie hätte ihn immer und immer wieder ansehen mögen. Indessen trug man das Brot herein, da lud sie ihn ein, aufzustehen und Handwasser zu nehmen. „Ich sehe wohl, daß Ihr müde seid", sagte sie und reichte ihm das Wasser zu. „Nun aber kommt und setzt Euch her", sprach sie dann, „ich esse wenig, wenn ich so alleine sitze, mit Euch zusammen will ich nun um so tüchtiger speisen." Er ließ sich züchtig nieder und die Frau betrug sich so lieblich und angenehm, daß er bald, seiner Art nach, die kuriosesten Reden führte und alles damit zum Lachen brachte. Aber die Frau lachte nicht mit, sein Scherz machte sie nachdenklich und so traurig,

daß ihr die Speise im Munde erstarb. Ihr war so weh, wie dem Fisch im Wasser, wenn er plötzlich an der Angel zappelt, der bekannte Kummer quälte sie sehr. „Hm“, dachte der Jüngling, „was mag der Frau wohl sein?“ „Eßt doch, liebe Frau“, sprach er zu ihr. Aber sie erwiderte: „Eßt nur selbst, lieber Herr Gast, das ist nun so eine drückende Angewohnheit von mir, daß mir das Herz weh tut, just wo ich am allerfröhlichsten sein sollte. Wie gerne ich auch hier bei Euch säße, damit wir um so wackerer essen, Gott, scheint's, will es nicht haben.“ Rasch stand sie auf und verließ das Zimmer. Draußen gebot sie den Mägden noch, Stroh für den Gast aufzuschütten und ihn wie einen Herrn zu betten, damit er mit Dank des Morgens von hinnen scheide, sie selbst aber, sagte sie, wolle das Tor schließen und dann zu Bette gehen. Damit entfernte sie sich.

Die Mägde taten, wie ihnen geheißen war. Da es nun völlig Nacht geworden, bat man den Gast aufzustehen und gleichfalls zu Bette zu gehen. Er ließ sich führen und legte sich nieder. Bald lag auch das Gesinde in den Federn und alles schlief und war still im

Haus. Während nun so der ganze Hof in Schlummer lag, saß die Frau wachend in ihrem Bette und ihr war weh ums Herz: „Lieber, guter Gott“, dachte sie, „sollte ich heute nicht bei ihm sein, ich stürbe dran.“ Leise stand sie auf, schlich sich im Dunkel vorwärts und ging zu dem Schreiber hinein. Dort umfing sie ihn mit ihren Armen und sprach: „Lieber Schreiber, auf Eure Gnade komm' ich her. Ihr seid so jung, Ihr gebt mir noch den Tod.“ „Liebe, edle Frau“, erwiderte der einfältige Schreiber, „was tu ich Euch? Was wollt Ihr von mir? Ihr sagt, ich gebe Euch den Tod: Hab' ich etwas geredet, das Euch leid ist? Das reute mich sehr.“ „Ihr habt mir nichts zuleide getan“, sprach sie, „aber ich konnte nicht anders, als zu Euch gehen, um mit Euch zu kosen, denn Ihr seid mir lieb. Und wollt Ihr mein Leiden wieder gut machen, so muß ich nun bei Euch bleiben.“ „Ach, geht“, meinte er, „laßt Euer Scherzen sein.“ „Lieber“, sprach sie, „wie magst du glauben, daß ich scherze, und siehst doch, daß ich nachts allein zu dir gekommen bin? Wäre ich aufgestanden und stünde nun hier an deinem Bett, meint ich's

nicht ernst?“ Da antwortete er: „Ich bin Euer, tut, was Ihr nicht lassen könnt.“ Sie küßte und umfing ihn lieblich, er aber nahm sie bei der Hand und legte sie in seinen Arm. So blieben sie selig die ganze Nacht beisammen.

Als es gen den Tag ging und sie beide entschlafen waren, kam der Wirt mit zwei Brüdern seiner Frau nach Hause und stieg im Hofe ab. „Nimm das Pferd und führe es hinein!“ sagte er zum Knecht und bat die Schwäger einzutreten. Die Magd kam heraus und ging ihm entgegen, um ihn zu begrüßen. „Man hole Holz“, sprach der Wirt, „und mache uns ein gutes Feuer zurecht.“ Die beiden schliefen immer noch: als die Ankömmlinge nun hineingingen und sahen das Bett da stehen, hielten die zwei sich gerade so innig umschlungen, daß alle geschworen hätten, es liege nur ein einziger Mensch darin. Die Magd machte indessen das Feuer an, da fragte sie der Wirt, wer denn in dem Bette wäre? „Es ist ein Schreiber“, erwiderte sie, „er kam des Abends und bat um Herberge. Euer Knecht hat bei seinem Vater gedient, er sagt, sein Vater wäre ein so reicher Mann, daß ihm Burgen und Länder unter-

tänig sind." „So laßt ihn schlafen", sagte der Wirt. Nun lag die Frau so, daß sie den einen Arm unter der Decke hervorgestreckt hatte. „Guck, Schwager", sagte der jüngere von den Brüdern, „hast du dein Lebtag schon einen Arm von so weißer Haut gesehen wie diesen da?" „Es gibt eben Leute, Schwager, die haben es besser als unsereins", erwiderte der Wirt. „Brauchen nicht sorgen noch borgen und ihre höchste Qual ist, es den Frauenzimmern recht zu machen." „Welch' eine zarte Hand!" rief der andre Bruder. „Ob die Schreiber wohl alle so feine Händlein haben?" „Wie sollten sie nicht", meinte der Wirt, „die greifen dir keine Axt noch Haue an! Aber nun laß dein Geschau und dem Schreiberlein seine Ruhe!" „Weck' die Frau!" sagte er dann zur Magd, „sie soll zu uns herüberkommen!"
Die Magd ging in die Kemenate und sah mit Schrecken, daß das Bett leer war. Wie ein Blitz durchfuhr sie der Gedanke, daß die Frau bei dem Schreiber läge, und erfüllte sie mit solcher Angst und Pein, daß sie sich schlug und die Haare raufte. Aber rasch gefaßt, umarmte sie das Bett, fragte: „Liebe Frau, ist Euch schon besser?" und ging wieder

vor die Tür. „Nun, kommt sie schon bald?" rief der Wirt ihr zu. „Ach, sie hat sich gestern abend recht schlecht befunden", sagte die Magd, „aber sie wird sogleich kommen." Da sah sie, daß ein Tisch bei dem Bette stand, nahm ihn und trug ihn von da fort vor das Feuer: „Der Wind geht und der Rauch läßt den Herrn nicht schlafen", sagte sie, in Wirklichkeit aber wollte sie nur den Tisch weghaben, damit ihre Frau leichter entschlüpfen könne. Nach einiger Zeit aber wurde der Wirt ungeduldig: „Höre mal", rief er, „die schläft aber lange, geh' und sage ihr, sie möge sogleich erscheinen." So mußte die Magd zum andern Male hineingehen. Sie rang jämmerlich die Hände, setzte sich auf das Bettbrett und wußte vor Verzweiflung nicht aus noch ein. Aber Sankt Gertrud, die der Schreiber des Abends so innig um gute Herberge gebeten, gab ihr einen Rat zur Rettung ein. Sie nahm eine Kerze und klebte sie auf das Fensterbrett. Dann ging sie zurück: „Sie ist eben beim Anziehen", sagte sie, „und wird sogleich da sein. Ich will indessen in den Hof gehen, ich weiß nicht, was die Ferkel haben, sie grunzen heute so."

Rasch ging sie hinaus, lief schnell um das Haus herum bis zu dem Kammerfenster, nahm fein säuberlich die Kerze von dort weg und lief, wo die Scheune stand. Dann steckte sie die Kerze in das Dach, lief wieder zurück und rief: „Feurio, Feurio! das Scheunendach brennt!" Die Herren stürzten hinaus und als sie das Unglück bemerkten, schleunig zur Scheune hin. Indessen lief die Magd hinein und weckte die Frau. Als diese den großen Feuerschein sah, erschrak sie heftig, beide wußten nicht, was geschehen sei und zogen sich eilig an. Kaum hatte man Zeit, daß die Magd ihnen erklären konnte, wie sich alles zugetragen, denn die Scheune wurde rasch gelöscht und die Herren kamen bereits zurück. Da ging die Frau ihnen entgegen und begrüßte sie. „Was bist du so verstört?" fragte der eine Bruder. „Das Feuer hat mich erschreckt", sagte sie. Indessen war auch der Schreiber fertig geworden. „Hat man Euch unsanft geweckt?" sprach der Wirt zu ihm. „Wahrhaftig", erwiderte er, „daß dies alles geschehen konnte und sogar dicht neben mir ein Feuer angemacht wurde, ohne daß ich erwachte, das dünkt mich wunderlich." „Gut,

daß wir die Scheune so rasch löschen konnten", sagte der Wirt, „sonst wäre uns noch Haus und Hof und alles abgebrannt. Aber nun setzt Euch und laßt es Euch wohl sein!"
Er mußte noch drei Tage bleiben und mit dem Wirt und den Schwägern im Lande herumreiten. Wenn sie des Abends nach Hause kamen, betete der Schreiber, wie er gewohnt war, stets zu Sankt Gertrud, sie möge ihm gute Herberge geben, und immer tat sie es auch: denn die Frau erwartete ihn schon in ihrer Kammer, um ihm heimlich Freude zu machen. Als der Abschied kam, schenkte sie ihm noch ein goldenes Ringlein zum Andenken. „Lieber Schreiber", sprach sie, „sagt niemand und keinem von dieser Geschichte! Aber wenn Ihr vielleicht eines Tages auf dem Rückweg seid, so kommt nur wieder zu mir!" Da umfing er lieblich ihren schmalen Leib und sie lachten einander fröhlich ins Gesicht. Plötzlich aber schossen ihnen die Tränen in die Augen.

Der Schreiber wurde später ein großer Gelehrter. Immer aber, wenn er so zu seinen Vorlesungen ging, mußte er dankbar der gütigen Frau gedenken, die ihm dereinst so Liebes getan.

Aristoteles und Phillis

In Griechenland herrschte einst ein stolzer König, mit Namen Philippus. Von dem berichtet die Märe mancherlei, wie er sein Leben lang gewaltig, milde und ritterlich gewesen, und an Leib, Mut und edlem Gehaben alle andern Könige der Erde übertroffen. Sein Weib, die Königin, aber war so schön, daß jeglicher, der sie sah, aus welchem Lande immer er kommen mochte, ihr den Preis unter allen Frauen zugestand. Denn sie war eine Blume reiner Weibheit, ein Edelstein an vollkommener Tugend und lauter wie das Glas eines Spiegels. Dem König nun und der Königin verlieh Gott ein Söhnlein, das darnach alle Länder bezwang. Sie gaben ihm den Namen Alexander. Keiner von dem Geschlechte, das heute lebt, erhob sich je so hoch, wie Herr Alexander später in seiner Zeit, denn ihm mangelte keine von den Tugenden, die an hoher Könige Söhnen Herz

und Auge erfreuen. Als nun die Zeit gekommen war, daß der Knabe zur Schule gehen sollte, um an Wissen und edler Zucht zu gewinnen, bestellte ihm der König einen weisen Mann zum Lehrmeister, der hieß Aristoteles und war schon ganz grau von Alter. Der König bat ihn, seinen Sohn zu belehren, und da Aristoteles zusagte und beteuerte, er wolle ihm aller Länder und Zeiten Weisheit beibringen, daß er dereinst vor der Welt Ehre davon gewönne, versprach ihm der König, ihn des zum Lohne gar reich an Gütern zu machen. Vor dem Palaste stand inmitten eines schönen Baumgartens ein reich erbautes Haus. „Dies", sprach der König zu dem Meister, „soll Euer sein und des Knaben, sowie des Ingesindes, soviel Ihr dessen bedürft." Da ward nicht länger gezögert, der Meister nahm den jungen Prinzen und lehrte ihn die Buchstaben, wie sie stehen: A B C D E. Und obwohl ihm dies anfangs wehe tat, wie es den Knaben wohl noch heute ergeht, wenn einer Schule strenge Haft plötzlich ihre Wildheit zügelt, so empfing der Jüngling doch nach Kräften mancherlei Kunst und Wissen von dem Meister. Denn er war voll Wißbegier und so gelehrig

und verständig, daß man wohl in keinem Lande je so klugen Knaben hätte finden mögen. Doch wurde er leider bald des Wissens, das er gewonnen, und aller Sinne beraubt: denn die Liebe nahm ihn rasch in ihre strenge Zucht.

Die Königin nämlich hatte eine Magd, die war von solcher Schönheit an Gestalt und Antlitz, daß kein Mann der Herrlichkeit ihres Anblicks sich hätte erwehren können. Sie war aus einem edlen Geschlechte und eine Wonne allen Augen, die sie sahen, ihr Name aber war Phillis. Gegen diese entbrannte Alexander in heftiger Liebesglut: sein Gemüt geriet in tiefe Verwirrung, keinem Gedanken mehr hing er nach, als wie seiner Sorgen Bürde möchte geringert werden. Um sein Lernen war es geschehen, er tat nichts mehr den ganzen Tag, als nach der Jungfrau ausspähen, und versank sogleich in große Traurigkeit, wenn er ihrer nicht ansichtig wurde. Wo er stand und saß, war stets die reine gute Phillis in seinem Sinne und er wußte nicht mehr, was er lassen, was beginnen solle. Dies währte so lang, bis er sich ihr, langsam mehr und mehr, durch heimliche Zeichen entdecken konnte: Da

gewannen sie Mut und weil sie womöglich noch heftiger bezwungen ward denn er, begannen sie eins nach dem andern zu brennen. Als sie nun inne geworden, wie heftig er nach ihr tobte, versprach sie ihm, da er sie mit den innigsten Bitten darum bestürmte, an eine gewisse Stelle in den Baumgarten zu kommen, dort wolle sie seiner warten. Die Stunde kam, da ward unter den zweien Herzlieben Innigkeit und Treue. Immer wieder pflagen sie der süßesten Ruh und freudvoller Minne, und so oft geschah dies, als sie des nur Gelegenheit erhaschen mochten. Der Meister aber, der erkannte, daß er der Herrschaft über den Knaben verlustig ging, wurde des Grundes bald inne und befand die Wahrheit wohl. Er zürnte und schalt den Jüngling auf das heftigste mit Worten, schonte selbst der Schläge nicht und bewachte ihn zu allen Stunden des Tages, so strenge er nur vermochte. Doch half dies alles nicht ein Haar: er mochte kommen, wann immer er wollte, ob frühe oder spät, stets schlich Alexander hinter der Liebsten her oder waltete gar süßer Ruhe mit ihr. Denn die beiden Liebenden vermochte keine Fessel zu halten: in vollkommenen Freuden der Liebe

schwebten sie, hoch wie der Adler in den glänzenden Lüften.
Darob erboste sich der Meister sehr, trat vor den König und erzählte ihm auf das genaueste alles, was sich zugetragen. Da ergrimmte der König, ließ das Fräulein vor sich rufen und schalt sie mit bitteren Worten. „O Herr“, entgegnete sie, „was Euch berichtet worden, dabei ist nichts von Sünde. Meine Herrin kennt meine Sittsamkeit und zweifelt gewißlich nicht, daß ich sie immerdar rein bewahren werde.“ Und schwur da so manchen Eid, ihre Unschuld zu beteuern, so daß die Königin sich ins Mittel legte und den König begütigte. Seither aber geriet Alexanders und Phillis' Liebe ins Ungewisse: Der Schönen Leib nahm an Kräften ab und alle Freude war ihr in Unmut und Trauer verwandelt. Denn nun konnte man der Beiden nirgends mehr gewahr werden, daß nicht Hüter und Wächter um sie gewesen wären: vergeblich sehnte sie sich, zu dem Freunde zu gelangen, um den Willen ihres wunden Herzens an ihm zu befriedigen. Alexander aber saß in der Schule zornig und brummend wie ein Bär, rückte hierhin, rückte dorthin und gedachte seines Liebeskummers,

von dem er ganz und gar besessen war. Indessen geriet Phillis stets heftiger in eine wilde Unruhe: ihr Wesen veränderte sich von Grund aus, ein wenig zu stürmisch wohl hatte die gewaltige Minne sich ihrer bemächtigt und sie um ihres Maßes bestes Teil betrogen. Genug, sie lauerte insgeheim nur auf den Augenblick, da sie ihre Liebe an dem alten, grauhaarigen Meister weidlich würde rächen können.

Nun höret, wie es damit erging: Phillis, die lichte Sonne, begab sich heimlich in eine Kemenate, nahm daselbst ein seiden Gewändlein zur Hand und legte es an ihren zarten Leib. Der Pelz, der unten die Schleppe säumte, war auch nicht eben schlechter Art und gab, da er vom lautersten Hermelin gemacht war, gar einen blanken Schein um sie. Darauf setzte sie einen Reif von Golde auf ihr Haupt: der war schmal, wie er sein sollte, mit hohem Sinne gefertigt. Da lagen Edelsteine darin, zwischen dem andern Gesteine, nicht zu große und dennoch strahlende, das Beste, was es von dieser Art im Lande gab, Smaragde, Jachande, Saffire und Kalzedone, so daß es schien, als habe niemals eines Werkmannes

Weisheit Steine edler und zierlicher zu legen verstanden. Als nun die Schöne wohl geschmückt war, nahm sie einen hellen Spiegel, beschaute sich mit großem Fleiß um und um, und prüfte, ob nicht etwa da oder dort ein Ding noch Besserung erheische. Dann ging sie hinunter, wo der Garten war, vor den Palast: sie ging barfüßig, mit ganz entblößten Füßen, ihre Beine waren weißer denn der Schnee und schlank und blank wie eine Kerze und netzten sich in dem Tau des Grases. Zu einem klaren, rieselnden Quell, der da sprang, ging sie hin mit fröhlichen Schritten: ihr Gang aber war gemessen, weder zu kurz, noch zu lang, gerade von rechtem Maße. Sie wandelte aufrecht an Gestalt und so stolz und frei, wie der Sperber ist, bunt geputzt gleich einem Papagei, und ließ ihre Augen wacker hin und wieder schweifen recht wie der Falke auf dem Aste, nicht eben zu verwegen, doch auch nicht gar zu leise, auf eine gar liebliche und berückende Art. Während sie nun so dahinging und sich auf diese befremdliche Weise gebärdete, lüpfte sie im Schreiten ihr Gewändlein noch höher als bis zu den Knieen, um die Blumen darein zu werfen,

die sie im Gehen las. Dies alles aber tat sie, um den alten Mann, der ihr den Liebsten genommen, recht von Herzen zu betören und zu betrügen. Ja, dies war die einzige Ursach, daß die Liebliche so, spielend und leichter denn ein Wind, durch das Gras zu dem Bronnen lief.

Und wirklich wurde dessen der alte Meister durch ein Fensterlein gewahr, wie sie unter den Blüten spielte und spähend, ob er ihrer nicht bald ansichtig würde, hin und widerschlich, blickte hinaus und sah alles, wie sie sich geberdete. Dies dünkte ihn gar wunderbar: „Hei", dachte er, „wie fein und lieblich, welch zarte Kreatur ist doch dies minnigliche Weib! O selig der Mann, der seinen Leib an ihrer Seite dürfte altern lassen!" Und stieß ihn eine Kälte an und gleich darnach eine jähe Hitze. Die Süße, Reine aber kam daher unter der grünen Linde vor des Meisters Fensterlein, warf ihm Blumen hinein, mehr denn eine Hand voll, und sprach: „Ach, Meister, ich gönnte Euch wohl, Ihr hättet Glück und Ehren mancherlei. Könnt' ich Euch Freude und Kurzweil vermehren, darum lief ich gern eine Meile weit, und wäre ich noch so krank." „Grand merci", erwiderte der

Meister. „O holdseliges, süßes Kind, in Euch sind alle Schönheiten der Welt versammelt. Jungfräulein, erbarmt Euch über mich Armen und wollet hereintreten zu mir. Außer Euch ist niemand hier innen.“ Da zögerte Phillis nicht, ging zu ihm hinein und setzte sich, nie vergessend, zu welchem Zwecke sie dies alles unternommen und wie sie ihm Schande bereite, kosend neben ihn. „Ach“, sagte er, „wie bin ich doch gänzlich allen Wissens und Verstandes beraubt! Durchfahren habe ich manches Land, doch solch lieblich Kind wie Dich habe ich niemals gesehen. Wenn Du mir Deine Huld gewährst, so will ich des Goldes nicht schonen, auch aus meinem Schatzkästlein sollst Du Dir nehmen dürfen, was und wie viel Du nur willst.“ „Ei der frechen Rede“, erwiderte sie, „was mutet Ihr mir zu, Meister?“ „Ich wollte, Du ließest mich eine Nacht bei Dir schlafen“, flehte der Alte. Sie aber antwortete: „Seid Ihr denn ganz von Sinnen? Meister, wie sollt' ich denn dieses tun? Dies hieße gleich einer Törin handeln, wollt' ich so leichten Kaufs meinen Kranz verlieren.“ Sie hatte aber wohl bemerkt, daß er gänzlich an ihr zum Narren geworden. Da sie nun

einen Sattel bei der Wand lehnen sah, sprach sie also: „Wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, umsonst mag ich dies Ding nicht tun. Doch laßt mich den Sattel dort auf Euren Rücken legen und Euch einen Zaum in den Mund tun, dazu mir mein seiden Gürtlein dienen soll, so will ich machen, was Euch lieb ist. Aber sogleich muß dies geschehen, denn Ihr müßt mich auf Euch reiten lassen, drunten in dem Baumgarten, dort wird keines Menschen Auge uns erblicken.“ „Doch fürchte ich, auf meinem Leibe wird nicht gut reiten sein“, wandte er ein. „Ich will Euch schon gar lieblich als ein Pferd aufzäumen“, entgegnete Phillis, „dafür will ich Euch aber auch lieb haben, wie Ihr's begehrt.“

Nun höret wunderliche List von einem Weibe, der es freilich nicht an Mut noch an Holdseligkeit gebrach. Der grauhaarige, alte Gauch, von der gewaltigen Minne wieder zu einem Kinde gemacht, gab sich darein, alles zu tun, was das Fräulein ihm gebiete, wenn sie ihm darum nur zu eigen sein wolle, und ließ sich denn auch sogleich auf Knie und Hände nieder. Phillis, nicht faul, ergriff den Sattel, legte ihn fein sauber auf seinen Rücken, tat ihren

seidenen Gürtel auf und machte ihm daraus einen Zaum an den Mund. Dann brach sie von einem Rosenstrauch einen blühenden Zweig, nahm den Zaum in die Hand, saß auf und ritt den Helden gar lieblich, indem sie in einem süßen Tone ein zärtliches Minnelied zu singen begann. Ei, da säumte sich der Alte nit, kroch auf allen Vieren, was er konnte, und bewegte sich gegen den Baumgarten, auf dem Rücken stets den zarten, süßen Leib des schönen, listigen Weibes.

Die Königin, die mit einigen ihrer Jungfrauen gerade auf der Zinne des Palastes weilte, wunderte sich nicht wenig, als sie ihr Fräulein auf so seltsame Weise daherreiten sah, und es entstand darob ein großes Gelächter auf der Zinne. Phillis aber, als sie bis ans Ziel geritten war, sprang fröhlich ab und rief: „Du alter Gauch, nun wirst Du wohl von Deinen Tücken lassen, daß Du mir Liebe und Ehre genommen hast. Deine hundert Jahre sind nun auf das herrlichste zu sieben worden; daß Du zum Teufel fahren möchtest!“ und lief lachend durch das Gras in den Palast. Diese große Unbill scholl bis in den Hof und in den Saal, vor den König, der daselbst mit

all den Seinen zu Tische saß. Aber schon eine Woche darnach nahm der Meister seine Bücher und Kleider, sein Gold, Silber und all seine Habe und schickte sie heimlich bei Nacht auf ein Schifflein hinunter, auf dem er noch desselbigen Tages von dannen fuhr, das Wasser zu Tal, das durch die Gegend floß. Denn er mochte hier nicht länger verweilen, ob all dem Schimpf und Spott und dem gewaltigen Unglimpf, den sie droben auf dem Saale hatten. Er kam in eine Stadt auf einer Insel, die hieß Galicia, blieb daselbst und schrieb darnach ein dickes, gelehrtes Buch, worin er beschrieb, welch wunderbarer Listen das Weib sich bediene, wie seine Schönheit und Untreu Manchem schon das Herz versehrt, und der sich an sie kehre, gefangen würde gleich dem Fische an der Angel oder dem Vogel in dem Stricke. Denn wider Weibes Listen vermag nichts zu helfen, als daß ein jeglicher kluge Mann, will er sich vor Gefahr und Nöten bewahren, ihre Gesellschaft meide und vor ihnen fliehe, so weit er kann.

Karl der Große

I

Die Hochzeit zu Aachen

Ehe Karl der Große seinen Bekehrungsfeldzug gegen die Ungarn unternahm, der ihn bis weit in die Walachei und in die Nähe des Meeres führte, beschied er seine Gemahlin, indem er ihr einen Ring zeigte: wer immer ihr diesen als Wahrzeichen überbrächte, dem möge sie Glauben schenken. Wenn er aber länger als zehn Jahre fortbleiben würde, so möge sie wissen, daß er unterwegs elend ums Leben gekommen sei.

Nun waren schon neun von den zehn Jahren ins Land gegangen und er weilte immer noch in dem fernen Ungarn. Darob begann man zu Aachen am Rhein ihn wegen seines langen Fortbleibens zu schmähen. Raub und Brand erhob sich in allen seinen Ländern, zur Sorge seiner Getreuen, die nun nicht länger zu=

warten wollten und sich geradewegs zur Königin begaben. „Herrin“, sprachen sie, „seit unser Land keinen Herrn mehr hat, geht alles drunter und drüber. Darum wollen wir Euch bitten, einen guten Fürsten zum Gemahl zu nehmen, daß er das Reich beschütze. Unser Herr ist sicherlich tot. Denn ohne so gewaltige Nötigung hätte er Euch längst schon Botschaft gesendet.“ Da entgegnete die Fürstin: „So würd' ich von ihm in Schande gestoßen, wenn König Karl zurückkommt in sein Land, und elend getötet. Von dem Wahrzeichen, das er mir beim Abschied wies, habe ich nie etwas vernommen, noch ward es je an mich zurück gesandt. Darum wäre dies treulos gehandelt um seinet- und um Gottes willen.“ „Nein“, sagten da die Herren, „wir haben Boten ausgesandt, die uns gewisse Kunde brachten, König Karl sei unterwegs auf das elendeste ums Leben gekommen. Wenn wir ewig in diesen Wirren bleiben sollen, die uns vernichten, so wisset, daß Ihr darob der Hölle verfallen werdet.“ Da sagte die Königin mit Züchten: „Wenn Ihr es mir nicht erlassen wollt, so folg' ich Euch denn, mag aus mir werden, was will. Die Größe

meines Kummers soll mich nicht hindern, nach Eurem Wunsche zu tun."
Bald darauf wurde denn auch die Hochzeit mit einem reichen Könige, den sie ihr zum Gemahle gaben, festgesetzt und sollte schon am dritten Tage danach gefeiert werden. Da sandte Gott einen seiner Engel als Boten ins Ungarland, wo Karl seit langem mit seinem Heere lag, und ließ ihm verkündigen: „Ob es dir lieb ist oder leid, wenn du nicht binnen drei Tagen bei der Königin bist, so nimmt sie, ob auch nur schweren Herzens, einen anderen Fürsten zum Gatten." „Wie soll ich in drei Tagen in mein Land kommen", erwiderte König Karl, „bis dahin ist es wohl hundertundfünfzehn Nachtrasten weit." Da sprach der Engel: „So weißt du nicht, daß Gott in seiner Gewalt alles tun kann, was sein Wille ist? Geh hin zu deinem Schreiber, der hat ein starkes und edles Pferd, das kaufe ihm ab um jeden Preis, den er fordert. Dieses Roß aber hat einen so schnellen Gang, daß es dich in einem Tage weit über Moos, Feld und Heide bis zur Stadt Raab tragen wird, dort machst du deine erste Rast. Am nächsten Morgen früh reitest du dann

eilig weiter, bis du nach Passau hinauf an die Donau kommst, dort machst du deine zweite Rast. Die Sonne wird noch scheinen, wenn du dort in die Stadt sprengst. Daselbst wirst du einen freundlichen Wirt finden, der ein gutes und schönes Fohlen hat, das kaufe, so wird es dich am dritten Tage nach Aachen bringen."

Sofort kaufte Karl seinem Schreiber das Roß ab und ritt des nächsten Morgens, wie der Engel ihm gesagt hatte, den gewaltigen Weg von der Bulgarei bis nach Raab, ungestüm dahinjagend, ohne nur einmal zu rasten. Am andern Tage ging es dann von Raab bis nach Passau, wo er richtig auch bald den Wirt fand, der ihm ein treffliches Nachtlager bereitete. Die Sonne schien noch, als er in die Stadt sprengte. Des Abends aber, als das Vieh zurückkam, lief auch das Fohlen daher, da faßte er's bei Kopf und Mähne und rief: „Herr Wirt, gebt mir das Fohlen, ich will es reiten über Feld und Moos." „Ei", erwiderte der Wirt, „das Fohlen ist zu jung, es wird Euch nicht tragen können." „Laßt gehen, wie es gehen mag", sagte Karl, „gebt mir das Fohlen her!" „Ich wollte es

Euch gern geben, wäre es nur gezähmt und geritten." „Gebt mir das Fohlen", erwiderte Karl nochmals, da sprach der Wirt: „Wenn es Euch gar so lieb ist, so soll es Euch nicht verweigert sein." Da erstand es der König um reiches Gold und gab dem Wirt das andere, auf dem er aus der Bulgarei bis hierher geritten war, noch als Kaufgeschenk dazu.
Des dritten Morgens früh rüstete sich der König, eilends bis nach Aachen zu reiten. Als er dort vor dem Burgtor ankam, fand er daselbst eine Herberge, deren Wirt ihn würdig aufnahm. Die Stadt war erfüllt von gewaltigem Schall, Flöten, Singen und Tanzen in allen Gassen. Da fragte der König, was es in der Stadt gäbe. „Kein größeres Hochzeitsfest ward je gesehen!" erwiderte der Wirt, „als das unsere gnädige Königin morgen früh mit einem reichen Fürsten begehen soll. Dazu hat sich viel Volks hier angesammelt. Um Eure Zehrung braucht Ihr nicht zu sorgen. Man verteilt Brot, Wein und Speisen an jung und alt in der ganzen Stadt, selbst für die Rosse, sah ich, trugen sie ungemessenes Futter herbei." „Möge Speise vom Hofe nehmen, wer will", sagte

darauf der König, „ich mag gern aus Eigenem leben. Kauft für mich ein in der Stadt, hier ist Gold, lasset Eure Diener und Knechte wacker daran mitgenießen, und macht es aus dem Vollen!" Der Wirt erstaunte über seines Gastes Freigebigkeit und bereitete ein reiches Mahl. Da aßen und tranken sie in Paradieseswonne.

Als es Nacht geworden war und der König schlafen ging, bat er den redlichen Wirt, ihm einen Wächter mitzugeben, der in seiner Nähe bleiben sollte, so lange er zu Bette lag. Zu diesem sprach er: „Ich beschwöre dich, wenn sie des Morgens das Glöcklein auf dem Dome ziehen, wecke mich rasch, daß es mir sogleich bekannt werde. Diesen goldenen Ring setze ich dir zum Lohn, wenn du es genau besorgen willst." Der Wächter tat, wie ihm geheißen war und rief, als er den Herrn noch schlafend fand: „Steht auf, Herr, und gebt mir, was mein ist! Soeben läuten sie das Glöcklein!" Da legte Karl sein reiches Gewand an und bat den Wirt, mit ihm zu gehen, damit er nicht etwa gefangen würde, denn er sei ein Fremdling hier am Ort. So gingen die beiden an das Burg-

tor, das noch fest mit Riegeln verschlossen war. „Ihr müßt hier unten durchkriechen", sagte der Wirt, „doch werdet Ihr Euch das Kleid beschmutzen." „Das acht' ich wenig, und wenn es ganz und gar verdürbe", erwiderte Karl, hieß den Wirt heimgehen und kroch durch das Tor. Im Dome angelangt, setzte er sich auf den königlichen Stuhl, zog das Schwert aus der Scheide und legte es nackt über seine Knie. Da kam der Mesner, um die Bücher herzutragen; als er ihn so mit bloßem Schwerte dasitzen sah, verging ihm die Sprache, er lief, wo er den Priester fand, und sprach: „Im Dome sitzt schweigend ein greiser Mann auf dem heiligen Stuhl und hat sein bloßes Schwert über die Knie gelegt. Als ich zu dem Altar ging und ihn dort sitzen sah, brach mir der Schweiß aus allen Poren." „Willst du uns narren? sagten die Domherren. „Das wird dir bei uns nicht gelingen." Da erwiderte der Mesner: „Es ist die Wahrheit, noch bin ich voll Schrecken. Wenn Ihr mir nicht glaubt, so gehet selbst hin und sehet!" Da ergriff einer der Chorherren eine Leuchte und begab sich ohne Zögern in den Dom: da sah er den Mann

auf dem Stuhle sitzen. Das Licht entfiel seinen Händen, fliehend eilte er zum Bischof und sprach: „Hört an, wie es uns im Dome erging!“ und berichtete, was er gesehen hatte. Als der Bischof dies vernahm, eilte er aus seinem Gemach. Zwei Knechte mit Lichtern mußten ihm leuchten, bis er vor den König kam, der immer noch mit nacktem Schwerte auf dem Stuhle saß. Da rief er von Grausen geschüttelt: „Laßt mich wissen, wer Euch irgend Leides getan oder was für ein Mann Ihr seid. Sprich, Gespenst, ich beschwöre dich beim Namen Gottes!“ Der Greis mit dem Schwerte antwortete: „Einst kanntet Ihr mich wohl, als ich noch König Karl hieß und größere Gewalt besaß, als irgend einer unter den Menschen.“ Da trat der Bischof näher und erkannte ihn. „Willkommen, lieber Herr“, rief er, schloß ihn in die Arme und führte ihn in sein reiches Haus. Alle Glocken ließ er zusammenläuten, daß die Stadt davon erdröhnte und Einheimische und Gäste verwundert Kunde verlangten, was die Bedeutung des gewaltigen Schalles sei. Als sie erfuhren, König Karl sei wiedergekehrt, forderten alle Gäste stürmisch ihre Rosse und

flohen über Stock und Stein, und wer nicht reiten konnte, stürzte sich in wilder Angst über die Mauern zu Tal, daß die ganze Stadt von dem Lärm der Fliehenden erfüllt war. Der Bischof aber bat Karl, der Königin zu verzeihen, da sich alles ohne ihre Schuld zugetragen. Dies gewährte er gern und lebte fortan in Liebe mit ihr bis an das Ende ihrer Tage.

2

Das Natternrecht

Karl der Große war der beste Richter, den je ein Auge sah, umjubelt von Dankbarkeit, wo immer er Gerichtstag hielt. An jeder Stätte, wo er weilte, pflegte er eine große Glocke aufrichten zu lassen, um der Armen willen, damit sie sie läuteten, wenn ihnen Unrecht widerfahren war. So oft dann die Glocke erklang, dachte er an den Zorn und das Gericht Gottes, und richtete weise und gerecht.

Eines Tages nun, als er bei Tische saß und ein reiches Mahl mit Hühnern und Fischen aufgetragen war, hörte er laut die Glocke

ertönen. „Dies wird ein Armer sein“, sprach er, „dem irgend Leides geschehen ist. Aber ich will ihm Recht verschaffen, bei meinem Leben, es sei nun Mann oder Weib.“ Sogleich gingen die Hüter hinaus, um nachzusehen, wer Recht vom Könige begehre, aber sie erblickten niemand, weder Weib noch Knecht. Dies sagten sie dem Könige an, da erscholl die Glocke zum zweiten Mal. „Geht nochmals hin“, sprach Karl, „und bringt Ihr mir nicht den Mann, der dort in Nöten läutet, so sollt ihr bei Gott des Todes sein!“ Die vier Leute, die zu Hütern der Glocke bestellt waren, eilten darauf hinaus, sahen sich nach allen Seiten um und bückten sich, ob sie nicht etwa jemand zu entdecken vermöchten, aber so viel sie auch hier und dorthin spähten, es war kein Mensch ringsum zu finden. So gingen sie denn wieder vor den König und sprachen: „Wir sehen niemand, der die Glocke geläutet hat.“ Kaum aber war das Wort heraus, so ertönte das Läuten zum dritten Male. Wieder schwur der König ihnen den Tod, wenn sie ihm den Mann nicht brächten; da gingen die vier bebend hinaus und klagten, daß ihnen um nichts

der Tod bestimmt sei. Da sah einer von ihnen in die Glocke hinein und gewahrte darin eine lange Natter, die sich um den Klöppel geschlungen hatte, daß die Glocke davon zu schallen begann. Da drangen sie vor den König: „Ist es jemand", rief dieser, „dem Schaden angetan wird, so führt ihn vor mich her, damit ich Gericht darüber halte!" „Herr", erwiderten die Hüter, „wir haben niemand gesehen als eine große Natter, die sich um den Schwengel geschlungen hat und ihn stoßend schwingt. Es ist gar ein greulich Untier." „Dies ist ein Gotteswunder", erwiderte Karl, „vielleicht trauert sie, weil ihr ein Leid geschehen, das sie mir klagen möchte. Tut auf die Tür, laßt sie herein, ich muß sehen, was Gott mit ihr vor hat und wie es um sie beschaffen ist!" Da kroch die schreckliche Natter ohne Furcht von der Glocke herab und schlängelte sich bis an die Tür. „Laßt sie herein", sprach der König, „ihr Gang ist schleichend, was mag sie begehren?" und verbot aufs strengste, sie zu verfolgen oder ihr ein Leid anzutun. „Sagt an, Ihr Herren", rief er, „was beginnt sie?" „Sie geht auf Euch zu!" sprachen diese, „nun

legt sie sich zu Euren Füßen hin." Da sagte der König: „Kein Zweifel, sie begehrt Gnade und will Gericht von mir und daß ich ihre Not schlichte. So gebiete ich dir denn, mir deinen Kummer zu offenbaren! Bei Gott, dem nichts verborgen ist, tu mir zu wissen, welch ein Leid dich betrübt!" Da kroch die Natter wieder aus dem Zimmer und die vier Hüter mußten ihr folgen, das Wunder zu schauen. Langsam schlich sie in einen Baumgarten bis in ein dichtes Dornicht, wo kein Mensch ringsum zu sehen war. Das zerwarfen die vier Hüter und erblickten nun eine Kröte, wie sie breit auf den Eiern der Natter lag, dem Tier zu Leide. Da ward die Kröte vor den König gebracht und sogleich gerichtet, indem man sie mit einem Spieße durchstach.

Der Teufelspapst

Es war einmal ein Papst zu Rom, der auf eine seltsame Weise zum Amte kam. In seiner Jugend war er ein Spieler und wüster Lottergesell und jeder Tugend bar, nur daß er die Wissenschaft des Lesens und Schreibens in hohem Maße besaß und in allen gelehrten Schriften und den beiden Testamenten erstaunlich tief bewandert war. Da es ihm aber der Würfel angetan hatte, verspielte er zuletzt alles, was er besaß, und wurde so arm, daß er hungernd und nackend in den Straßen umherlief. Da dachte er: „Soll ich noch lange so arm bleiben? Ich will Seel' und Leib und Leben dem Teufel verschreiben." Er ging an einen Kreuzweg hinaus, umriß sich mit einem Kreise und rief, von Fieber geschüttelt, den Teufel herbei. In schrecklicher Fahrt kam dieser herangezogen: „Was willst du, Lotterpfaffe?" rief

er, „was mühst du mich, elender Tropf?“ „Mich beschwert meine Armut“, erwiderte der nackte Mann, „ich will mich in deine Lehre begeben, nenne den Preis!“ Da sprach der Böse: „Willst du mir folgen, so lehr' ich dich bald, wie du ein gewaltiger Mann wirst und alle Christen insgemein dir gehorchen müssen. Gib mir nichts als deine Seele und ich will dich zum Papst machen auf dem Stuhle zu Rom. Doch du mußt sie mir zu Lehen geben, dergestalt, daß ich dich an dem Tage, da ich dich zu Jerusalem im päpstlichen Ornate stehen sehe und du anhebst auf dem Altare zu singen, fortführen kann, wohin es mir gefällt, in Hölle oder Fegefeuer.“ „Ich wäre ein rechter Narr, tät' ich das nicht“, dachte der Lotterpfaffe. „Wann komme ich nach Jerusalem? Daß mich der Teufel dort holte, wird nimmer geschehen. Wer heißt mich denn, über Meer fahren?“ „Wohlan“, rief er, „wenn du mich zum Papst erhöhst, so bin ich dein mit Leib und Seele.“ Da hieß ihn der Böse, ihm einen Brief geben, zum Zeichen dessen, daß er sich seiner Freiheit abgetan habe. Er stach ihn tief in den Finger, so daß das Blut

herausspritzte, und schrieb selbst damit die Erklärung. „Und nun mache dich auf und kehre vor des Bischofs Tür!“ sprach er dann zu dem Schreiber, „von dort soll der Anstieg deines Glückes beginnen.“

Sogleich ging der Elende von dannen und ruhte nicht, bis er zu dem Bischof kam. Aber niemand trat heraus, ihn freundlich zu empfangen; da stand er draußen vor der Tür, kein Mensch ließ ihn ein. Doch da geschah es auf des Teufels Rat, daß des Bischofs Schreiber eben fort zum Weine gegangen war, und dabei so trunken geworden, daß er nicht mehr trunkener sein konnte. Der Bischof aber hatte einen dringenden Brief zu schreiben und wollte ihn eiligst fortgesendet haben. Als er nun nach dem Schreiber schickte, fügte es der Teufel, daß dieser in seiner Trunkenheit nirgends zu finden war, so daß der Bischof laut aus seinem Gemache rief: „Wär' doch einer da, der mir einen Brief zu schreiben verstünde, ich wollte ihn reich machen.“ Als dies der arme nackte Mensch vor der Tür vernahm, erbot er sich, dem Bischof seinen Willen zu tun: „Wenn Ihr mir's anvertrauen wolltet“,

sprach er, „ich schrieb' Euch den Brief gar schön. Denn ich bin reich an Künsten, seht meine Hände an, daran mögt Ihr es erkennen. Und ginge es um eines Reiches Wert, Ihr wäret mit mir nicht betrogen, denn meine Schrift ist edel und zart." Der Bischof ließ ihn sich also versuchen und übergab ihm die Materie. Da schrieb der nackte Mann einen Brief, wie er besser nie geschrieben worden. Als der Bischof das kunstreiche Werk durchgelesen hatte, erstaunte er und sprach: „Wahrlich, wolltest du vom Würfelspiele lassen, ich nähme mich gerne deiner an." Da verschwur jener sich, ihm zu gehorchen, und für immer dem Spiele zu entsagen. Der Bischof ließ ihm sogleich durch seinen Kämmerer neue Kleider bringen, die aus kostbaren Stoffen von Ypern hergestellt waren, und schuf ihm eine ehrenvolle Stellung in seinem Hause. Zwar spielte der neue Bischofsschreiber noch, aber der Teufel wandte ihm die Würfel zum Gewinn, so daß er, ohne daß jemand dessen inne wurde, auf höllische Weise so viel im Spiel erwarb, als er nur haben wollte.

So ging ein volles Jahr dahin: von Tag

zu Tage gewann ihn der Bischof lieber, als er seine Fähigkeiten erkannte, machte ihn reich und pflegte die wichtigsten Botschaften an den Papst durch ihn besorgen zu lassen. Wenn er dann zurückkam und alles so glänzend von ihm gerichtet worden, als man nur wünschen mochte, umarmte ihn der Bischof: „Nicht Jud noch Christ noch Heide möchte mich von dir scheiden", rief er, „so wert bist du mir. Dein Glück wird mir immer am Herzen liegen."

Da geschah es nun eines Tages, daß der Bischof ihn hieß, sich bereit zu halten, um wieder in einer wichtigen Angelegenheit nach Rom zu fahren. Als der Schreiber nun so fünf Tagstrecken lang seines Weges dahingezogen war, kam ihm plötzlich ein Bote nach und sagte ihm an, der Bischof sei gestorben. Vor den Papst gelangt, dessen Freundschaft er sich seit langem gewonnen, wurde er gütig aufgenommen: „Schreiber, lieber Freund", sprach der Papst, „du sollst nun selber Bischof sein." Sogleich wurde ihm das Bistum übergeben, denn der Teufel hatte dies dem Papste eingeflüstert.

Bischof geworden, lebte nun der Schreiber in Glanz und Verschwendung und gewann sich

Aller Herzen durch Gastfreundschaft und Edelmut. Als aber drei Jahre so dahingegangen waren, starb der Papst, und die Wahl fiel nun einstimmig auf den prachtliebenden Bischof. Patriarchen, Kardinäle und Fürsten, denen die Wahl oblag, waren alle insgesamt der Meinung, er und kein andrer müsse Papst werden. So bezog er denn den heiligen Stuhl und saß, vom Teufel erhöht, zu Rom gewaltig über die ganze Christenheit.

Da — eines Tages — traten seine Kapläne vor ihn hin und sprachen: „Herr, es ist Amt des Papstes, daß du morgen zu Jerusalem sein und in vollem Ornate an dem Altar singen sollst!" Da der Papst diese Worte gehört, wunderte er sich und sprach: „Wie soll das geschehen? Jerusalem liegt weit überm Meere, wie sollt' ich da morgen in der Kirche zur Messe sein? Es fährt kein Schiff über einen Tag und eine Nacht so fernhin über die See." „Herr," erwiderten die Kapläne, „wir meinen es anders, als du uns verstehst. Es ist eine Kirche hier nahe bei, darin jeder Papst am morgigen Tage das Hochamt halten muß. Die Kirche heißt zu Jerusalem und ist weithin bekannt." „So

ist meine Seele verloren", dachte der Papst. Als der Morgen heraufkam, mußte er mit den Kardinälen dahin ziehen, ihm bebte das Herz. Das Haar stand ihm zu Berge, als sie zu Jerusalem herangeritten kamen. Dann kleidete er sich in den reichen päpstlichen Ornat, wie ihn die Päpste zum Hochamt tragen, und bestieg die Treppe zum Lektorium. Ehe er jedoch hinaufschritt, rief er in Gegenwart von Laien und Priestern seine vier Knappen zu sich und sprach zu ihnen: „Wollt ihr schwören, zu tun, was immer ich euch heiße?" Da hoben die Knappen die Hände zum Eid. „So gehet hin," befahl er, „und bringt einen Block daher, dazu ein scharfes Beil und ein kräftiges Messer." Dann stieg er empor. Als er sah, daß Block, Beil und Messer hereingebracht worden, erhub er die Hände und rief: „Andächtige, ich stehe hier, um schwere Schuld vor dieser Christenheit zu beichten. Denn wie ein schwächliches Weib hat mich der Teufel bezwungen und ich habe ihm Seel' und Leib gelobt, auf daß er mich hier zum Papste mache. Heute aber ist der Tag, da er mich von hinnen führen soll, so möge Gott sich meiner erbarmen!" Als er

nun alles gestanden, wie es sich zugetragen und wie er durch teuflische Kunst auf den heiligen Stuhl gelangt, hieß er seine vier Knappen herankommen und sprach zum Ersten: „Schlage mir die Füße ab, sie trugen mich zu dem Teufel hin!“ Das geschah. Dann sprach er zu dem Zweiten: „Ich will die Hände nicht haben, sie verschrieben mich dem verfluchten Geist! Schlag zu!“ Da geschah auch dies. Darauf befahl er dem Dritten: „Schneide mir die Ohren ab, mit den ich ihn gehört, die Nase, die seinen Geruch gewittert! Stich mir die Augen aus, die gierig nach seinem Anblick waren, schneide mir die fleischene Zunge aus dem Rachen, denn sie hat die Ordnung zerbrochen durch die Worte, die sie zu ihm redete.“ Zu dem Vierten aber sprach er: „Wirf alles den Teufeln hin, daß sie es gewaltig mit sich forttragen in ihr höllisches Reich!“ Da ward es den Teufeln hingeworfen. Die zögerten nicht länger und spielten Ball mit den abgerissenen Gliedmaßen, in Gegenwart der ganzen Versammlung. Wie es aber Gott dort mit dem Teufelspapste schuf, darüber ist noch keine Kunde an die Ohren der Menschen gedrungen.

Helmbrecht

Eines Bauern Sohn, nach seinem Vater, dem Meier, gleichfalls Helmbrecht genannt, besaß das herrlichste Haar: blond und üppig fiel es ihm in vollem Gelock über die Achseln, gefangen in eine haubenartige Mütze, auf der allerlei kostbares Bildwerk zu sehen war: vom Hinterkopf bis an den Scheitel war da mannigfaltiges Gevögel darauf genäht, Sittiche und Tauben, als ob sie geradewegs aus dem Spessart auf die Mütze geflogen wären. Am rechten Ohr war die Belagerung und der Fall Trojas abgebildet, mit mancherlei sinkenden Türmen und stürzenden Steinmauern, daneben Äneas' Flucht zur See in den Schiffen. Auf der linken Seite wieder erblickte man Karl, Roland, Turpin und Olivier, die vier Kampfgesellen, wie sie Wundertaten wider die Heiden verrichten. In der Mitte aber, zwischen dem linken und rechten Ohr, befand

sich auf dem Bräm, von glänzender Seide genäht, ein Kranz: darinnen sah man einen Tanz, von der Art, wie sie heute noch üblich sind, gar lieblich dargestellt: ein Ritter hält zwei Frauen, ein Knappe zwei Mädchen an den Händen, daneben eine Gruppe von Fiedlern. Diese wunderbare Mütze hatte eine Nonne genäht, die, vom Zauber der Welt verlockt, aus ihrer Zelle entlaufen war. Helmbrechts Schwester Gotlinde hatte ihr, als sie sah, wie unter ihren kunstfertigen Händen all das kostbare Zierwerk entstand, eine Kuh dafür geboten, die Mutter ihr manches Zweierstück, Käse und Eier zugesteckt; sicherlich hatte die Nonne vordem, als sie noch nach dem Refektorium ging, nie so viele Eier aufgebrochen und Käse verschmaust wie nun als eine Landflüchtige.

So trug auch wohl kein elender Bauernknecht je eine so herrliche Mütze wie dieser junge, wilde Helmbrecht. Aber damit nicht genug, schenkte ihm seine Schwester noch eine Menge zarten weißen Linnens, das war so haarfein gewebt, daß wohl sieben Weber davongelaufen waren, ehe es fertig wurde. Dazu gab ihm die Mutter schönes Wollenzeug von der köst-

lichsten Art, einen glänzenden Pelz von Waldtierfellen, zwei Gewänder, Kettenwams und Schwert, darnach noch Dolch und eine breite Tasche. Als sie den Burschen so ausgestattet hatten, war er unzufrieden und sprach: „Mutter, ich muß noch einen Oberrock darüber haben, das ertrüg ich nicht, blieb ich ohne den. Aber so kostbar muß er sein, daß, wenn ihn dein Auge erblickt, dir das Herz vor der Pracht deines Sohnes erzittert, wenn du mich über Land fahren siehst." Sie hatte noch ein Röcklein zusammengelegt im Schrank, das holte sie nun hervor und gab es ihm. Dazu kaufte sie blaues Tuch und ließ ihm einen Oberrock herstellen, daß nie ein Meier zwischen Wels und dem Traunberg je köstlichere Arbeit auf dem Leibe trug: das Rückgrat entlang vom Gürtel bis an den Nacken stand ein Knöpflein neben dem andern, allesamt rot vergoldet, desgleichen vorne herab, aber silberweiß, vom Kragen bis an den Gürtelschluß. Drei kristallene Knöpfe, weder zu klein, noch zu groß, dienten ihm als Busenschließe, dazu war seine ganze Brust mit Knöpflein bestreut, gelben, braunen, grauen, blauen, roten, schwarzen und weißen, die sah

man schon von ferne glänzen und blitzen. Da blickten ihn Frauen und Mädchen gar lieblich an, wenn er zum Tanze ging. Die Naht, wo der Ärmel an das Brustteil schließt, trug er ganz und gar mit Glöcklein behangen, die huben laut zu schellen an, wenn er in den Reigen sprang, daß es den Weibern gar hell in die Ohren klang. Mutter und Tochter hatten manches Huhn und Ei verkaufen müssen, ehe sie so viel gewannen, um dem Stolzen auch noch Hosen und Stiefelschäfte zu kaufen.

„Mir steht der Sinn danach, zu Hofe zu gehen“, sagte Helmbrecht zu seinem Vater. „Mutter und Schwester haben mir reichlich gegeben, darob ich ihnen Zeit meines Lebens hold sein will. Doch nun, lieber Vater, ist die Reihe an dir!“ Den Alten bekümmerte diese Rede, höhnend sprach er zu seinem Sohne: „Ei, soll ich dir zu den Kleidern noch einen schnellen Hengst geben, der lange läuft und über Zäune und Gräben springt, damit du nicht am Ende gar zu Fuße bei Hof ankommst? Lieber Sohn, laß ab von dieser Fahrt! Das höfische Wesen ist hart für den, der nicht von Kindheit an darin

gelebt hat. Leiste mir, so leist' ich dir! Leite das Ackergespann, führe den Pflug, baue die Hufe! So wirst du mit Ehren zur Grube fahren gleich mir."

Da entgegnete der Sohn: „Schweig und laß ab von solchen Reden! Es ist nichts mehr daran zu ändern: ich will, so wahr Gott mir helfe, sehen, wie es dort bei Hofe schmeckt. Sollen deine Säcke meinen Kragen reiten? Soll ich Mist fassen auf deinen Wagen? Daß Gott mich hasse, wenn ich je noch deine Ochsen joche oder dir den Hafer säe, das schickte sich schlecht für meine langen gelben Haare und zierlichen Locken, meine prächtigen Röcke und die kostbare Mütze mit den Tauben, von Frauenhänden darauf genäht." „O bleibe bei mir!" erwiderte der Vater, „Meier Ruprecht will dir sein Kind zum Weibe geben, dazu Schafe, Schweine und Rinder, alte und junge die Menge! Bei Hofe wirst du nur Hunger leiden und hart darniederliegen, denn glaube mir, es gelingt keinem, der sich wider seinen Stand empört. Dein Stand aber ist der Pflug, und so würdest du bloß den wirklichen Hofleuten zum Spotte dienen, daß du, ein Bauer, dich unter sie mischen willst!" „Hei!"

fiel ihm der Sohn in die Rede, „hätt' ich nur ein Pferd, an höfischen Sitten traut' ich mich hinter keinem zurückzustehen, der von je am Hofe gewesen. Wer, der die glänzende Mütze auf meinem Haupte sieht, verschwüre es nicht mit tausend Eiden, daß ich Euch je das Ackergespann geleitet und den Pflug durch die Furchen geführt? Wer merkt noch, daß ich das Korn auf der Tenne drosch oder Stecken in die Erde stieß, für Euch oder einen andern, wenn ich die Kleider anlege, die Mutter und Schwester mir geschenkt? Steck' ich Fuß und Beine in meine prächtigen Hosen und die Schuhe von Korrun, so ist keiner, der mir ansähe, daß ich einmal Zäune geflochten! Glaubt mir, dem Meier Ruprecht zum Eidam taug' ich nicht. Soll ich mich gar um Weiber verliegen?"

„Höre mich, Sohn", rief der Vater. „Wenn du einem geborenen Hofmann gleichen willst, so wird er dich darum mit Haß verfolgen. Wenn ein rechter Hofmann einem Bauern alles nähme, was er je erwarb, zuletzt ist der Sieg doch sein. Wenn du aber einem Hofmann nur ein Häufchen Futter nimmst, flugs ist er über dir, macht dich zum Bürgen

und Pfand für alles, was ihm je genommen worden, und erschlägt dich um deinen Raub!" „Laß es gehen, wie es gehen mag", erwiderte der Sohn, „ich ziehe. Mögen doch deine andern Söhne sich mit Pflügen mühen, vor mir soll nur noch das Gebrüll der Rinder erschallen, die ich um die Ecke treibe. Was hindert mich denn außer diesem elenden Roß, daß ich nicht mit meinen Gesellen dahinsause und die Bauern am Haare durch die Hecken schleife? Wenn ich nun drei Jahre lang ein Fohlen oder ein Rind zöge, um einen mageren Gewinst zu erzielen, was sollte das mir? Ich will rauben alle Tage, wohl leben und meinen Leib vorm Winterfrost schützen, drum gib mir endlich das Pferd, um das ich dich bitte."

So blieb denn dem Vater nichts zu tun übrig, als ihm den Hengst zu kaufen, um den er dreißig Lagen vom besten Loden, vier Kühe, zwei Ochsen, zwei Stiere und vier Scheffel Kornes gab. Als der Sohn nun fahrtbereit war, warf er den Kopf und prüfte mit dem Blicke seine beiden Achseln: „Mir ist so wild zu Mut, ich könnte Steine durchbeißen, hei, was Eisens möcht' ich mit

meinen Zähnen zermalmen! Der Kaiser nähm' es als Gewinn, fing' ich ihn nicht, schleppte und schatzte ihn bis in den Schlund! Denn nun geht es quer durch die Welt, den Blick gradaus in den Zufall gerichtet! Gebt mich frei, Vater, denn es ist Zeit für mich, nun zu wachsen, wie ich will und muß!" „Wohl so sollst du frei sein", rief der Vater ihm zu, „aber gib acht auf deine Mütze und die seidenen Tauben, daß sie dir nicht zerrissen werden und zerrauft dein langes, gelbes Haar! Einmal, fürcht' ich, wirst du noch an einem Stabe gehen und ein Knabe wird dich führen! Nochmals beschwör ich dich, lebe, wovon ich lebe und was dir deine Mutter gibt! Trink Wasser, ehe du mit Raube Wein kaufst! Fülle dir den Schlund mit Brei, wie ihn deine Mutter kocht, eh' du ein gestohlenes Pferd um eine Gans gibst! Iß lieber Roggen mit Hafer in Ehren, als Fische in Unehren! Folgst du mir, so wirst du klug sein. Tust du's nicht, so fahr dahin!"

Da entgegnete der Sohn: „Wenn du Wasser trinkst, so will ich Wein trinken. Wenn du Brei issest, so will ich gesottene Hühner essen

und weißes feines Brot. Das ist für mich, der Hafer für dich. Zu Rom kann man im Taufbuch lesen, jedes Kind gewinne früh eine Tugend von seinem Paten: mein Pate war ein edler Ritter, glückselig, daß ich von ihm so edel und hoffärtigen Sinnes geworden. Ja mein Mut ist unstät, meine Mütze, mein Haar, mein Kleid lassen mich nicht ruhen und jagen mich von hinnen. Sie sollen beim Tanze leuchten, nicht aber schmutzig werden hinter Egge und Pflug, daß ich mich schämen muß, reich' ich edlen Frauen die Hand zum Tanze!" „Ei willst du edel sein, so tue edel!" rief der Alte. „Lebe in Arbeit, so wird Arm und Reich, Wolf und Aar und alle Kreatur der Erde dein genießen! Von Bauernwerk schmücken sich die Frauen des Adels, Bauernwerk krönt die Könige!" Aber Helmbrecht antwortete ihm ungeduldig und verwies ihm mit wildem Hohne seine Predigt. Da erschrak der Vater und hub seine Hände gen Himmel: „Mir träumte ein Traum!" rief er aus, „deute mir ihn, wenn du doch so weise bist! Du hattest zwei brennende Lichter in den Händen, die leuchteten mit ihrem Scheine weit über das Land. Dann

plötzlich sah ich wieder einen Mann dahinwandern, der war blind. Mit einem Fuße ging er auf der Erde, sein andres Knie aber lag auf einer Stelze und ein Armstummel ragte ihm aus dem Rock. Nun frage ich dich, wie deutest du das?" „Ei das deut' ich", erwiderte lachend der Sohn, „daß ich Glück und Heil, Reichtum und aller Freuden Maß erwerben soll!" „So erkläre mir noch dies: mir träumte, du flogst hoch über einen Wald, aber die eine Schwinge hatten sie dir abgeschnitten. O weh deinen armen Füßen, deinen Händen und Augen! Denn all' dies war nichts vor dem Gesicht, das nun aus meinen Träumen tauchte: Du schwebtest hoch an einem Baume, es ging wohl anderthalb Klafter unter dir in die Tiefe bis ans Gras. Ob deinem Haupte aber zu beiden Seiten saß hier ein Rabe, dort eine Krähe auf dem Ast und strählten dir das Haar. Wüst stand es dir vom Kopfe: Rabe und Krähe hackten dir's aus. Wehe über den Traum, wehe über den Baum wehe, wehe über Kräh' und Rabe!" „Beim Namen Christi", erwiderte Helmbrecht, „sollt' ich mich gar vor Euren blassen Träumen fürchten? Von meinem

Sinne laß' ich nicht, und wär's mein Tod! Behüt' dich Gott, Vater, behüt' dich Gott, Mutter, Euren Kindern kann nichts als Heil widerfahren. Möge Gott über uns alle seine Hände halten!" Damit nahm er Abschied, wandte sein Roß und ritt schnell durch das Gatter.

Es brauchte wohl dreier Tage oder einer ganzen Woche, wollte man alles erzählen, was ihm auf seiner Fahrt durch die Länder widerfuhr. Eines Tages kam er auf eine Burg geritten, deren Herr ununterbrochen in Fehden verwickelt war, so daß er gerne Leute behielt, die frisch zu reiten und sich mit allerlei Feinden herumzuschlagen wagten. Dort stand der Jüngling ein und war bald der Rascheste von allen, wo es zu rauben galt; wenn die andern etwas liegen ließen, er stieß es sicher in seinen Sack. Rauh oder glatt, grade oder krumm, nichts war ihm zu gering zum Raube. Das Roß nahm er samt dem Rind, das Wams samt dem Schwert, den Mantel samt dem Rock, den Bock samt der Geis, das Schaf samt dem Widder, daß dem Beraubten auch nicht eines Löffels Wert in Händen blieb. Den Weibern zog er Pelz, Mantel, Rock und Hemd

vom Leibe und schwoll von Tag zu Tage mehr vor Hoffart, da das beste Teil stets ihm zufiel, wo immer es einen Raubzug gab. So blies ihm das erste Jahr der Wind gar freundlich in die Segel und sein Schifflein schwamm munter den Strom hinab. Dann aber reizte es ihn, wieder einmal nach Hause zu kehren, um sich vor seinen Verwandten zu zeigen. So nahm er denn Abschied vom Herrn und seinen Gesellen, befahl sie Gottes Hut und begab sich auf deu Heimweg.

Als er in sein Heimatdorf einritt, ging man ihm nicht etwa entgegen, nein, man lief, drängte und überstürzte sich. Vater und Mutter sprangen, als ob ihnen ein Kalb verendete, und jeder wollte der erste sein, das Botenbrot zu verdienen. Magd und Knecht rief nicht etwa: „Gott grüß dich, Helmbrecht!", sondern: „Ei, Herr Junker, seid uns gottwillkommen!" Seine Schwester lief ihm entgegen und preßte ihn in ihre Arme. Da er schnell weiterritt, zogen die Alten hinter dem Rosse drein und empfingen ihn erst an der Tür, als ob sie einen Fürsten begrüßten. Indessen war er immer stolz auf seinem Rosse gesessen. Der Menge dankte er in einer verderbten Sprache: „Gott

schütze Euch, liebe Kindekens!", der Schwester lateinisch: „Gratia vester!", dem Vater auf romanisch: „Deus sal!", der Mutter gar auf böhmisch: „Dobra ytra!" Darob sahen die beiden Alten verdutzt einander an: „Er kann unser Sohn nicht sein", sagten sie, „eine gewaltige Ähnlichkeit verwirrt uns die Sinne." „Er ist ein Böhme oder ein Wende", meinte die Mutter. „Wenn es nicht ein Walache ist", erwiderte der Vater. „Ei" mengte die Schwester sich ein, „als ich ihn umarmte, dankte er mir auf lateinisch!" und hielt ihn für einen Pfaffen. Aber der Freiknecht rief: „Uns hat er mit ‚Liebe Kindekens!' begrüßt, ich will des Satans sein, wenn er nicht von Sachsen oder Brabant daher kommt!"

Da trat der Vater auf ihn zu und fragte ihn schlecht und recht: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht? Sprich ein Wort nach unserer und der Väter Sitte, daß ich's verstehen mag! Du sagst immer: Deus sal!, daß ich nicht weiß, was ich damit beginnen soll. Sprich ein deutsch Wörtlein, Helmbrecht, so will ich selbst dein Pferd abwischen, so wahr Gott dir helfe!" „Ei", erwiderte er, „wat snakt je dor, Buer, und dies Schandwif dor? Mir sall,

weet Gott, kein Buersmann min Pert und minen adligen Lif angripen!" Da erschrak der Wirt noch mehr und rief: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht, so will ich dir ein Huhn braten und eines sieden, das sei dir ohne Falsch gesagt. Bist du's aber nicht und seid Ihr ein Böhme oder Wende, dann zieht Eures Weges, Junker, und pocht bei Euresgleichen an! Für Euch ist weder Met noch Wein an meinem Tisch zu holen!"

Indessen aber war es spät geworden und der Ankömmling bedachte, daß kein Wirt in der Nähe sei, wo er nächtigen könnte. So entschloß er sich denn und sagte: „In Gottes Namen, ich will in Eurer Sprache mit Euch reden und Euch sagen, wer ich bin." „Wer bist du?" fragte der Alte. „Der Euren Namen trägt." — „So nennt mir den Namen!" — „Helmbrecht heiß' ich, Euer Sohn, und noch vor einem Jahre Euer Knecht!" — „Was, Ihr?" — „Ich bin es." — „So sagt mir an: wie heißen meine vier Ochsen mit Namen?" — „Das sollt Ihr erfahren, denn ich pflegte sie einst und schwang meine Geißel über sie: Ur heißt der eine, dessen brauchte der wackerste Bauer sich nicht zu schämen; Räme der andre,

kein bessrer wurde je gejocht; Erge der dritte, bin ich nicht klug, daß ich sie so fein zu nennen weiß? Sonne der vierte, aber nun auf das Tor vor mir!" Da rief der Vater: „Tür und Tor, nicht länger sollst du mehr warten. Bett und Schrein, alles steht offen für dich!"

Da wurde er denn gleich einem Fürsten bewirtet: das Pferd ward entschirrt, der Vater selbst trug ihm das hochgehäufte Futter hin. Die Mutter rief eilfertig ihrer Tochter zu: „Lauf, was du kannst, hol' und reiche Polster und weiche Kissen!" Die legten sie ihm unter den Arm an den warmen Ofen, daß er sanft schliefe, bis das Essen fertig würde. Als es dann so weit war, er sich ausgeschlafen und die Hände gewaschen hatte, wurde das Essen aufgetragen. Da gab es fein geschnittenes Kraut mit beiderlei Fleisch, fettem und magrem, fetten, mürben Käse, eine gemästete Gans, überm Feuer am Spieße gebraten und groß wie eine Trappe, ein gesottenes Huhn, ein gebratenes Huhn und noch vielerlei köstliche Speisen, wie nie eines Bauern Tisch sie gesehen. „Hätt' ich Wein", sagte der Vater, „heut' müßt' er getrunken sein! Aber wir

haben einen Quell im Hof, der hat nicht seinesgleichen im Land, es wäre denn der zu Laubenbach". „Aber den bringt uns leider keiner her", setzte er verlegen scherzend hinzu.

Als abgegessen war, konnte der Alte sich nicht enthalten und fragte eifrig, wie es denn bei Hofe zugehe? „Einst", sagte er, „als dein Großvater selig, der Meier Helmbrecht, noch lebte, sandte er mich mehr als einmal zu Hofe, um Käse und Eier abzugeben, da sah ich mancherlei, wie es zu meiner Zeit dort herging. Die Ritter waren schön und fröhlich und kannten kein Arg. Da hatten sie zum Beispiel eine Sitte, durch die sie sich bei den Frauen beliebt machen wollten, das nannten sie Buhurdiren, wie mir Einer dort sagte, als ich den Namen davon wissen wollte. Das machten sie so, daß sie daherfuhren, als ob sie irrsinnig geworden wären, aber ich hörte stets nur, daß sie darum sehr gelobt wurden. Eine Schar fuhr her, die andre hin, einer kam daher und noch einer und wollten einen Dritten stoßen. Außerdem hatten sie auch einen Tanz, den schritten sie unter weithin schallendem Gesang. Dann kam ein Spielmann und hob die Geige. Da standen die

Frauen auf, die gar lieblich anzusehen waren, gingen auf die Ritter zu und nahmen sie bei den Händen. Das muß ihnen gar wonnig gewesen sein! Denn die Ritter gefielen den Frauen und die Frauen den Rittern, und Junker und Mädchen tanzten fröhlich im Kreis. Wenn sie dessen dann überdrüssig waren, so kam einer und las ihnen die Mär vom Herzog Ernst, wie sie ihn nannten, und das machte allen ein großes Vergnügen. Der eine schoß mit dem Bogen nach der Scheibe, der andre ritt zu seiner Lust, ein Dritter wieder ging auf die Pürsch. Es war ein goldenes Leben bei Hofe zu jener Zeit."

„Ei" erwiderte der Sohn, „heut' gilt es anders reden, will man recht in höfischen Dingen tun. Trink, heißt es nun, trinkst du dies, so trink ich das, so wird es uns wohl ergehen. Schaff Wein, Wirt, vom besten, das ist unsere Sorge bei Tag und Nacht. Süße Schenkin, schreiben wir unsern Liebesbrief, füll' uns die Kanne bis zum Rand! Ein Narr und Affe, der den Wein um Weiber gibt. Die so lebten, wie Ihr sagt, sind lang mit Schimpf und Schande in den Bann gejagt und nicht weniger verfehmt wie der

Henker." — „Aber haben sie ihren Kampfruf noch: „Heia, Ritter, seid doch fröhlich?" fragte der Alte.

„Ei, was nicht gar", erwiderte der Sohn. „Heut heißt der Kampfruf: Jage, Ritter, jage, jag, stich, stich, schlag, schlag, stümmle den, hau den Fuß fort, schlag die Hand ab, henke diesen, fange jenen, denn er ist reich und hat wohl hundert Pfund bei sich." „Aber nun will ich schlafen gehen", setzte er hinzu, da das Gespräch ihn langweilte, „ich bin lang geritten und bedarf der Ruhe." Sogleich taten sie, wie er geboten hatte, und Schwester Gotlinde breitete ihm, da sie Leilachen nicht kannten, ein frisch gewaschenes Hemde über das Bett, in dem er bis hoch in den Tag hinein schlief.

Es war nur billig, daß er am nächsten Morgen die Herrlichkeiten verteilte, die er für Vater, Mutter und Schwester von Hofe mitgebracht. Dem Vater machte er einen Wetzstein, eine Sense, ein Beil und eine Holzhacke zum Geschenk — hei, welche Kleinodien für einen Bauer! Die Mutter erhielt einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen, Gotlinde eine seidene Schärpe, die bei einem Krämer

gestohlen war, der Knecht feine Riemenschuhe, die er nicht anzuziehen verstand, und die Magd ein Kopftuch und ein rotes Band, die sie beide just höchst nötig hatte. Als eine Woche verstrichen war, daß er bei dem Vater weilte, dünkte es ihn, als habe er schon ein ganzes Jahr ohne Rauben gelebt. Er wollte Abschied nehmen, aber der Vater hielt ihn zurück. „Bleib, lieber Sohn", sagte er, „du brauchst nichts zu tun, als dir die Hände waschen, ich will dir alles geben, dessen du bedarfst. Ist dies nicht besser, als abends und morgens reiten müssen in Sorge und Furcht, daß nicht ein Feind dich fange, verstümmle oder henke?" „Ei, Vater", entgegnete er, „schön' Dank für Trank und Speise! Aber seit ich keinen Wein getrunken habe, schnür' ich den Gürtel drei Löcher enger, da braucht's Rinder, Vater, eh' mir der Gürtel wieder steht wie zuvor. Ich weiß da irgendwo einen Richter, an dem hab' ich noch ein schweres Leid zu rächen, das er mir angetan. Ritt er mir da nicht eines Tags mitten in meines Paten Saatfeld hinein? Aber er soll mir's büßen, wenn ich ihm Rinder, Schafe und Schweine laufen mache. Dann ist da noch ein Zweiter, ein Reicher,

den sah ich mit eigenen Augen Brot zu Krapfen essen. Hol' mich der Teufel, wenn er mir's nicht entgilt! Aber wenn ich selbst diese Beiden laufen ließe, da weiß ich mir einen Dritten, für den könnt' ein Bischof beten und es hülfe ihm nichts!" „Was hat er dir denn getan?" fragte der Vater. „Ei er ließ den Gürtel herab, als er bei Tische saß! Hat man dergleichen je gehört? Aber wenn ich ihm für diese Unbill nicht Pflug und Wagen ausspanne und mir ein hübsches Kleid darum zu Weihnachten kaufe, so nennt mich einen Feigling! Was meint er denn, wie man's treibt, er alter Gauch? Einer blies gar den Schaum vom Biere — soll ich mir das gefallen lassen? Bald sollst du von Helmbrecht Märe hören, daß weite Höfe leer geworden sind. Find' ich den Mann nicht, nun, so find' ich wenigstens seine Rinder!" Der Vater erschrak ob dieser Rede: „Um Gottes willen, Sohn", rief er, „wer sind die bösen Gesellen, die dich lehrten, den Leuten ihre Habe wegnehmen, weil sie Brot zu den Krapfen essen? „Gute Lehrmeister, Vater", erwiderte er. „Da sind zum Beispiel Lämmerschlind und Schlickenwidder, dann Höllensack

und Rüttelschrein, Kühfraß und Müschenkelch, alle sechs die trefflichsten Zuchtmeister von der Welt. Kennst du meinen Gesellen Wolfsgaum? Ich sage dir, dem sind seine Muhmen, Basen, Oheime und Vettern so lieb, er ließe ihnen nicht einen Faden am Leibe, und wär' es Hornungswetter! Und dann erst mein Gesell Wolfsdrüssel! Der braucht nur in die Nähe zu kommen, so springen Schlösser und Riegel von selber auf. Hundert Schlösser hab' ich selbst gezählt, die er so ohne Schlüssel aufschloß! Weißt du mir einen höfischeren Namen als Wolfsdarm? Der so heißt, hat ihn von der edlen Herzogin aller Diebe und Landstreicher Hilarie von Navarra persönlich bekommen. Hei, das ist mir noch ein lustiger Gesell! Der wird dir des Raubes nimmer voll, weiß Gott, den zieht's zum Bösen, wie die Krähe nach der Saat." „Und wie nennen deine Freunde dich, wenn sie dich rufen wollen?" fragte der Vater. „Kennt Ihr mich nicht?" erwiderte Helmbrecht. „Schlinzgau bin ich, der Bauern Schreck. Ihre Kinder müssen von dem Wasser essen, das ich koche. Dem quetsch' ich das Auge aus, diesem zerschlag' ich den Rücken, den bind' ich in den Ameisenstock, jenem

reiß' ich mit Zangen das Haar aus dem Bart, zieh' ihm die Kopfhaut ab, zermalm' ihm die Glieder, häng' ihn an den Flechsen auf den nächsten Baum! Wo unser zehne reiten, mögen zwanzig kommen! Unser ist alles, was dem Bauer gehört."

„Die du da nennst," sagte der Vater, „du kennst sie wohl besser als ich. Aber wie wild sie immer sein mögen, dies sage ich dir: Wenn Gott selbst es will, so kann ein einziger Scherge machen, daß sie ihm zu Willen gehen müssen, und wären es ihrer dreimal so viele!" — „Gut, so will ich, und bäten mich alle Könige darum, nicht länger tun, was ich bisher für dich getan habe", rief der Sohn. „Gänse, Hühner, Rinder, Käse und Futter hab' ich dir bis heute gefriedet, aber das soll fürderhin anders sein. Wie, willst du frommen Knappen an ihre Ehre reden, die nie um eines Haares Breite von dem Weg gewichen, der ihnen recht und gut erschien? Denn Rauben heißt das Rechte und Stehlen das Gute. Wahrlich, hättet Ihr's nicht verschwatzt und uns nicht so heftig verunglimpft, ich hätte Eure Tochter Gotlinde meinem Gesellen Lämmerschlind zur Frau gegeben. Da würde

sie, weiß Gott, das beste Leben gehabt haben, das je ein Weib an eines Mannes Seite gewann. Pelze, Mäntel und Leinen, die schönsten, die man im Reiche findet, hätt' er ihr die Fülle gegeben. Und hätte sie allwöchentlich ein springjunges Schlagrind zum Essen haben wollen, er würde ihr's nicht geweigert haben. Als mich Lämmerschlind zuerst um dich bat, Schwesterlein Gotlinde, sagt' ich ihm sogleich: ‚Keine Furcht, mit Euch zweien ist es so bestellt, daß keins von Euch es zu bereuen haben wird. Glaub', die läßt dich nicht lange baumeln, wenn sie dich henken: mit ihren eigenen Händen schneidet sie dich ab und schleift dich selbst bis dahin, wo dir das Grab am Kreuzweg gegraben ist, und streut dir Weihrauch und Myrrhen ein ganzes Jahr und ehrt dein Gebein, denn sie ist rein und gütig. Wenn dir Heil widerfährt und sie blenden dich, so nimmt sie dich an der Hand und führt dich Wege und Stege durch alles Land. Schlagen sie dir den Fuß ab, so bringt sie dir jeden Morgen die Stelzen ans Bette. Verlierst du die Hand, so schneidet sie dir das Fleisch und das Brot vor bis an dein Ende.' Da entgegnete Lämmerschlind:

‚Wenn sie mich nimmt, so will ich ihr drei Säcke, bleischwer, zur Morgengabe geben: in dem einen liegt unverschnittenes Leinen, die Elle zu fünfzehn Heller, wenn's reicht, da soll sie mir die Hände überm Kopf zusammenschlagen. In dem andern gibt's Schleier, Röcklein und Hemden, die kann sie alle tragen wie eine Freifrau. Der dritte Sack ist auch nicht übel gestellt und über und drüber gestopft mit niederländischem Tuch, feinem Zeug, Bunt- und Edelpelzen, davon sind zwei mit Scharlach überzogen und einer von schwarzem Zobel. Das alles hab' ich in einer Bergschlucht versteckt, und es soll ihr gehören, an dem Tage, da sie mich nimmt.‘ Ach, Schwester, all die Schätze hat dir nun dein Vater mit seinem Geschwätze verscherzt! Wie schmerzt es mich, wenn ich denke, wie du nun als eines Bauern armseliges Weib nähen, dengeln, schwingen und Rüben graben wirst und widerwillig in gemeinem Bette bei ihm liegen. Verflucht sei dein Vater, daß er dir dies angetan hat! Wahrlich, der meine ist er nicht, denn als meine Mutter mich fünfzehn Wochen trug, kroch ein feiner Edelmann zu ihr ins Bett und gab mir, gleich meinem

Paten, den hochmütigen Sinn zum Erbe mit." „Wahr", rief die Schwester, „glaube mir, auch ich bin nicht sein rechtes Kind! Ein hübscher Ritter lag bei meiner Mutter, zur Zeit, als sie mich auf dem Arme trug, der hatte sie gefangen, als sie einmal des Abends spät in den Wald ging, Kälber zu suchen. Denn auch mein Sinn ist hochgemut, viel lieber Bruder Schlinzgau, daß Gott dir Freude gebe." Dann setzte sie heimlich hinzu: „Nun schaffe, daß Lämmerschlind mein Mann wird, dann brodelt mir die Pfanne, ist mein Wein gelesen, mein Bier gebraut, mein Korn gemahlen und der Schrein gefüllt. Hab' ich nur die drei Säcke, so bin ich für immer der Armut frei. Glaube mir, er soll alles an mir finden, was ein Mann von einem starken Weib begehrt. Da man meine Schwester in die Ehe gab, ging sie vielleicht an einem Stabe des Morgens darauf? Nun, ist sie nicht daran gestorben, so wird es ja wohl auch mein Tod nicht sein. Hör mich an, Bruder, mein lieber Gesell, doch schweige von allem, was ich dir sage: übern Berg führt ein schmaler Weg am Kiefernhang, dort folg ich dir und will Vater und Mutter entlaufen und bei ihm liegen jede Nacht."

Vater und Mutter hörten nichts von dieser Rede. Helmbrecht und Gotlinde aber kamen heimlich überein, wie sie es bewerkstelligen wollten. „Du sollst ihn haben", sagte Helmbrecht, „und all seinen Reichtum dazu. Ich werde dir einen Boten senden, dem folge, wohin er dich weisen wird. Wir wollen eine glänzende Hochzeit richten, halte dich bereit! Und nun behüte dich Gott, denn ich will fort."

Er rief der Mutter noch einen Abschiedsgruß zu, ohne des Vaters zu achten, und ritt dahin, woher er gekommen war. Angelangt, erzählte er sogleich Lämmerschlinden, daß Gotlinde gewillt sei, ihn zum Manne zu nehmen. Dafür küßte ihm dieser Hand und Kleid und schnob gegen den Wind, der von Gotlinden wehte.

Dann ging es an die Zurüstungen zur Hochzeit: manche Witwe und Waise wurde da ihrer Habe beraubt und blieb in Elend und Jammer, ehe Held Lämmerschlind und sein Gemahl Gotlinde auf dem Brautstuhl saßen. Das war ein weither gesammeltes Hochzeitsmahl, das sie verzehrten: Tag und Nacht waren die Kempen unterwegs und führten

und trieben beladene Wagen und Rosse vor Lämmerschlinds Haus. Als dann alles gerüstet war, sandte Helmbrecht seinen Boten, der im sausenden Ritt Gotlinden zur Hochzeit brachte.

Als Lämmerschlind vernahm, daß sie angekommen war, ging er ihr wunderschnell entgegen und begrüßt sie: „Willkommen, Frau Gotlinde", sagte er. „Gott lohn Euch, Herr Lämmerschlind", entgegnete sie. Sie sah auf ihn, er sah auf sie, so begegneten sie sich mit den freundlichsten Blicken und ließen sie gar artig hin und widerspielen. Lämmerschlind schoß seinen Bolzen gegen Gotlinde, indem er die höflichsten Reden wider sie von Stapel ließ; Gotlinde vergalt es Herrn Lämmerschlind, indem sie auf jungfräuliche Weise ein gleiches tat. Da ertönte plötzlich eine Stimme: „Nun laßt uns zusammengeben: Herrn Lämmerschlind mit Gotlinden und Frau Gotlinde mit Lämmerschlinden". Ein uralter Greis, der sich auf dergleichen Dinge verstand, erhob sich, hieß sie beide in einen Ring treten und sprach also zu Lämmerschlind: „Wollt Ihr Frau Gotlinden zur Ehefrau nehmen, so sprechet: Ja". „Gerne", sagte Lämmerschlind.

Da fragte der Alte noch einmal. „Gerne", sprach der Knappe wieder. „Nehmt Ihr sie gerne", fragte der Alte zum drittenmal. „Bei meinem Leben, ich nehme sie gerne", wiederholte Lämmerschlind. Da wandte er sich zu Gotlinden: „Wollt Ihr Lämmerschlind zum Ehemann nehmen?" „Ja, Herr, wenn es Gottes Wille ist". „Nehmt Ihr ihn gern?" sagte er zum andernmal. „Gern, Herr, gebt ihn mir nur her!" Da fragte er zum Dritten: „Wollt Ihr ihn aber auch wirklich?" „Wirklich, Herr, aber nun hätt' ich ihn schon gern". Da gab er Gotlinden dem Lämmerschlind und den Lämmerschlind Gotlinden und trat ihr auf den Fuß. Da huben alle zu singen an.

Indessen war das Essen bereitet, bei dem es nicht ohne Amtleute für Braut und Bräutigam abging. Schlinzgau war Marschall und hatte den Rossen den Balg zu füllen. Schlickenwidder war Schenke, Truchseß Höllensack wies den Gästen die Plätze an, Rüttelschrein war Kämmerer, Kühfraß Küchenmeister und hatte die Kuchen, Gebratenes und Gesottenes zu verteilen, Müschenkelch reichte das Brot. Wolfsgaum, Wolfsdrüssel und Wolfsdarm leerten

indessen zahllose Schüsseln und Becher, und die Speisen schwanden vor den Gästen, als hätte ein rascher Wind sie vom Tische geweht, daß kaum soviel an den Knochen blieb, als ein Hund davon abnagen möchte. Denn es ist ein weises Wort, daß der Mensch nie so sehr nach Speise giert, als da sein Tod ihm nahe ist.

„Weh mir, lieber Lämmerschlind", sagte die Braut Gotlinde, „mich graust es in meiner Haut: es müssen fremde Leute nahe sein, die Böses wider uns wollen. Eia, Vater und Mutter, daß ich so ferne von Euch bin! Mir ist das Herz so schwer, denn die Leute sagen, wer zu viel will, dem wird zu wenig gegeben, und Begier stürzt bald in den höllischen Abgrund um ihrer Sünde willen. Wär' ich zu Haus, o wär' ich nie meinem Bruder gefolgt."

Braut und Bräutigam verteilten eben ihre Gaben an die Spielleute, da drang selbfünft der Scherge mit seinen Knechten herein. Das Mahl ward zerschmissen, das Fest zunichte gemacht. Sie retteten sich in den Ofen, unter die Bänke und stießen einander im wüsten Gedränge. Wer den vier Knechten entrann, den schleifte der Scherge selbst am Haar

hervor. Alle zehn wurden mit starken Stricken gebunden, auch Gotlinde verlor ihr Brautgewand: man fand sie später an einem Zaun zusammengebrochen liegen. Sie hielt ihre beiden Brüste mit den Händen bedeckt. Was weiter mit ihr geschah, ist nicht bekannt geworden.

So hatte Gott selbst die Rache in die Hand genommen, daß ihnen das Licht erlosch, die Röte vergilbte, und die sonst wohl allein ein Heer geschlagen haben würden, von einem einzigen lahmen Schergen hätten gefangen werden können. Als der Gerichtstag kam, da sie gehängt werden sollten, mußte jeder, seine Diebsbürde auf dem Rücken, die nach Recht dem Schergen zufiel, sich zu der Stätte schleppen. Lämmerschlinden hatten sie die beiden Rindshäute, um die Gotlinde nun betrogen war, an den Hals gebunden, doch hatte er leichter zu tragen als seine Gesellen, wahrscheinlich, weil man den Bräutigam in ihm ehren wollte. Am schwersten aber trug einer, den man mühsam unter der Last dreier Rohhäute vor dem Richter keuchen sah: das war der Schwäher, Herr Schlinzgrau Helmbrecht. Fürsprech ward ihnen keiner gegeben,

neun von ihnen wurden gehenkt. Aber was geschehen soll, geschieht: der eine, der übrig blieb, war des Schergen rechtmäßiger Anteil an dem Fang und wurde ihm übergeben, daß er nach freiem Willen mit ihm verfahre. Dies aber war derselbe, Herr Schlinzgau Helmbrecht. Da stach ihm der Scherge die Augen aus. „Dies", sprach er, „um deinen Vater." Dann schlug er ihm eine Hand und einen Fuß ab. „Dies", sagte er, „um deine Mutter."

An einem Kreuzweg war's, da nahm der blinde Dieb Helmbrecht jammernd Abschied von seiner Schwester Gotlinde. Ein Stab und ein Knecht führten ihn heim in seines Vaters Haus. Aber der behielt ihn nicht und jagte ihn fort. „Deus sal, Herr Blinder", rief er ihm zu, „meine Knechte sollen Euch mit Schlägen von hinnen treiben, wenn Ihr nicht selber geht." „Kennt Ihr mich nicht, ich bin's, Euer Kind", sagte in Jammer und Scham der Blinde. „Ei, was Ihr Eisen fräßt, wenn Ihr nun auf dem Hengste säßet", erwiderte der Alte. „Ist Schlinzgau nun ein blinder Mann? Geht dahin und kehret nimmer vor meine Tür!" „Überwindet den

Teufel in Euch um den Willen Gottes", flehte der Arme, „und laßt mich Elenden hier unterkriechen. Die Bauern sind mir gram und jagen mich fort, so weiß ich Niemand, der sich meiner erbarmen möchte." Aber der Wirt entgegnete, ob ihm das Herz auch brechen wollte, denn es war sein eigen Fleisch und Blut, was da verwüstet und blind vor seiner Türe stand: „Ich kann es nicht, Ihr wart zu grauenvoll. Nie ging Euer Pferd in sanftem Trab, Ihr ließt es nur sausen und stieben. Mann und Weib atmen befreit, nun Ihr so elend geworden. Lieber wollt' ich, den ich nie mit Augen sah, bis an seinen Tod im Hause pflegen, als Euch auch nur die Hälfte eines Brotes reichen. Drei meiner Träume sind an Euch erfüllt, weh, wenn auch der vierte Wahrheit würde." „Führe ihn fort, Blindenknecht", rief er dann dem Begleiter des Elenden zu und schlug ihn. „Ich will keinen Blinden schlagen, doch möcht' ich mich anders besinnen, wenn es noch lange währt." Dann schob er den Riegel vor. Aber die Mutter steckte ihrem Kinde heimlich ein Brot zu und hieß ihn gehen. Gebückt schlich er sich weiter. Doch wo er draußen auf den Feldern erschien, schrien

die Bauern ihm und dem Knechte zu: „Ha, ha, Dieb Helmbrecht, wärst du ein Bauer blieben wie ich, man führte dich nicht als einen Blinden durchs Land."

So lebte er noch ein volles Jahr in bittrer Not, bis er durch Hängen den Tod erlitt. Als er nämlich eines Morgens durch einen tiefen Wald ging, um sich Nahrung zu suchen, bemerkte ihn ein Bauer, der mit einigen andern zum Holzklöben da draußen war, wie er blind seines Wegs daher kam. Sogleich fragte der Mann seine Gesellen, ob sie ihm gegen ihn helfen wollten? Denn Helmbrecht hatte ihm einst eine Kuh geraubt, da niemand als die Kinder sie hüteten. „Hol mich der Teufel, wenn ich ihn nicht zu Staub zermalme, feiner, als man ihn in der Sonne wirbeln sieht!" rief unverzüglich einer von den Angeredeten: „Mir und meinem Weib zog er einmal die Kleider vom Leibe, dafür nehm ich mir ihn als Pfand." „Und wenn er drei statt einem wäre", fiel ein zweiter ein, „die brächt' ich ganz allein um. Mir hat er die Hütte erbrochen und alles genommen und verschleppt, was darinnen war." Ein dritter bebte wie Laub, als er seiner ansichtig wurde: „Ich drehe ihm

den Hals ab wie einem Huhn", rief er: „Bei dunkler Nacht stieß er mir mein schlafend Kind mit in seinen Sack, als er das Bettzeug rauben wollte, und schüttete es in den Schnee, der Hund, als es erwachte und schrie". „Hei, daß ich ihn noch einmal mit Augen sehen darf, um nach Herzenslust mein Spiel mit ihm zu haben!" sagte der vierte. „Mein Kind hat er genotzüchtigt, mich selbst der Kleider beraubt, so daß ich nackend blieb wie ein Besenstiel! Und wär er dreimal blind und groß wie ein Haus, ich hing ihn doch an dem ersten Äste, den ich finde!" „Hierher, hierher, näher, näher", schrien sie alle auf einmal, gingen auf den Blinden los und schlugen ihn. „Nun hüte deine Mütze, Helmbrecht!" riefen sie dann und fuhren ihm mit wütenden Fäusten in sein goldenes Haar. Da ward alles zerrauft und zerstört, was der Scherge etwa noch übrig gelassen. In Fetzen, keinen Pfennig groß, zerfiel die kostbare Mütze und Sittiche und Lerchen, Sperber und Turteltauben bedeckten in Stücke gerissen den Weg. Locken seines Haars und Fähnlein zerschlissenes Zeuges flatterten durch die Luft, bis sein Kopf kahl, sein wildes gelbes Gelock

auf dem Boden zerstreut, die Haube zu wehenden Fäden zernichtet war. Sie ließen ihn keine Beichte sprechen, einer kratzte einen Brosamen Erde auf und reichte ihm den als Zins für das höllische Feuer. Dann hängten sie ihn an einem Baume.

Die Wiener Meerfahrt

In der guten Stadt Wien in Österreich trug sich einmal eine höchst seltsame Geschichte zu. Wer die Stadt kennt, weiß, daß sich's darin gut und in Freuden leben läßt, wenn man nur Golds und Silbers nicht spart. Zwar gibt es dort ein Bad, wo ein Mann, der da als Fremder hineingerät, gleich ums Geld samt den Kleidern geprellt wird, so daß er schier nackend und seiner Barschaft beraubt wieder herauskommt, sonst aber ist die Stadt jeden Lobes wert: erfüllt von Rossen und Wagen, lebt sie in allerlei Kurzweil, Singen, Sagen und Saitenspiel. Nichts Adliges oder Gemeines, das dort für Geld nicht zu kaufen wäre: Stöhre aus der Donau, süßer Wein aus Ungarn und manches lustige Fräulein lieblich und reich.

Eines Tages nun hatte sich eine Gesellschaft von reichen Bürgern, teils solche, die schon

miteinander bekannt waren, teils fremde Zuzügler beim Weine zusammengefunden. Man wurde bald fröhlich, denn der Wein, den man dort schenkt, ist gut und stark und ein gewaltiger Sorgenbrecher. Speisen wurden da aufgetragen, daß die Tische sich bogen, wohl zubereitet mit Gewürzen und Safran, damit der Wein um so süßer munde, dazu gescherzt, gelacht und getrunken den ganzen langen Tag. Es war ein laubenartiger Söller, mit grünem Gras bestreut, wo das Gelage stattfand. Da wurden die Gläser selten leer, sie tranken, bis ihnen die Köpfe dampften. Aber auch dann kannten sie noch kein Erbarmen. Becher um Becher wurde bis zum Grund gekostet, daß am Ende einer den andern nicht mehr erkannte. Als der Abend gekommen und das Licht angezündet war, ging es erst recht an ein Zechen und Pokulieren, immer wieder schrien sie nach neuem Wein, dem Wirt nicht eben zu Leide, bis ihnen die Füße wie Kugeln rollten. Da wurde ein jeglicher von ihnen ein reicher Mann: der sich sonst kümmerlich von einer Morgensuppe ernährte, gelobte nun seinem Freunde feierlich, ihn mit Geld und Kleidern zu beschenken; der beklagte

seine Sünden, jener berechnete seinen Stammbaum von Adams Rippe her, durch den er mit seinem Nachbar nicht weitläufiger verwandt sei, als Akers in Palästina von Prag entfernt liege. Darüber wurden beide ohnemaßen glücklich. Dieser erzählte vom Meer und der Pilgerfahrt zu St. Jakob von Kompostella, ein andrer wieder vom Heerzug wider die preußischen Heiden, ein dritter wurde so gelenk, daß er taumelnd von der Tafel auf die Bank hinuntersprang, um Zeit seines Lebens davon hinkend zu bleiben. Selbst die Stärksten fielen unter die Bänke, indes der Küfer ununterbrochen mit leeren und gefüllten Krügen hin- und wiederlief.
In dieser Weise ging es eine erkleckliche Zeit her, da sagte einer von den Bürgern: „Wenn Ihr mir folgen wolltet, so hätte ich einen Vorschlag zu machen, was nun am besten zu tun wäre.“ „Laß Wein bringen!“ schrien alle, „so wollen wir hören, was Wunderbares du uns zu sagen hast.“ „Es ist an der Zeit“, sprach der Bürger, „daß wir unsern Sinn Gott zuwenden. Ich schlage vor, daß wir uns zusammentun und, wie wir hier sind, zu Gottes Ehre über Meer fahren“.

„Wohl gesprochen, Nachbar!" rief Einer, der neben ihm saß, bald begannen auch drei und vier den Ablaß zu preisen, den man über Meer holt, schließlich schrie die ganze Kumpanei mit Tosen und Lärmen: „Auf! Laßt uns mit einer stattlichen Schar dahinfahren um Gottes Barmherzigkeit Willen!" Man beschloß, Akers in Palästina zum Ziel der heiligen Reise zu wählen, und begann sogleich mit den Zurüstungen. Alle rückten näher zusammen, der Wein stieß ihnen in's Hirn, sie malten sich aus, was Wunders sie alles mit sich führen wollten: Speisen die Menge wurden da ins Schiff geschafft, Fässer guten Getränks und ganze Berge von Gold und Silber. Der Küfer füllte die Krüge, auch der Wirt stieß noch bei Nacht zu den Pilgrimen und ließ am Ende eine große Menge Latwerge herbeiholen. Dieser gab Muskat, der Ingwer, jener Galpan, der eine Rosinen, der andre Näglein dazu. So tranken sie den Wein, heiß und kalt, daß die Alten jung und die Jungen alt davon wurden. Sie hatten es eilig mit der Fahrt, aber das Meer war immer noch weit. Da erhuben sie ein gewaltiges Singen, daß der Söller von dem

Lärmen erzitterte, und neigten ihre Häupter, zum Danke, daß des süßen Weines Kraft sich so gewaltig an ihnen bewähre. Alle brannten vor Ungeduld nach dem Meer, tranken und fuhren immerzu, bis es ihnen schien, als ob sie nun den halben Weg gefahren wären. Da schrien sie, man möge nur um Gottes Willen das Schiff wohl bewahren, damit ihnen nicht am Ende das Wasser etwas antäte: so wurde das Segel aufgesetzt und der Anker gelichtet. Höher und höher schwoll die Flut des Weins: man redete, schwatzte, pries die heilige Fahrt, zechte, daß sich die Balken bogen, und hatte richtig bald das Gefühl, auf offenem Meere zu treiben. Da erhuben sie mit lauter Stimme ihren Pilgergesang: „In Gottes Namen fahren wir!", daß es von dem Söller in die Nacht hinausschallte. Einer sagte: „Freund, dir übergebe ich Weib und Kind auf Seele und Leben, daß du sie mir wohl behütest, wie es einem Freunde geziemt". Der eine kannte den andern nicht mehr, so fuhren sie gehobenen Mutes weiter, beteten um guten Wind, schrien oder flehten, der Küfer möge neuen Wein bringen, und ließen sich dessen süßen Duft unter die Nase

schlagen. Dieser lag da und schlief, der rief und tobte, jener fiel stolpernd zu Boden. „Es ist das Schiff, was so schwankend geht", sprach einer. „Ein Unwetter kommt über uns", schrie der andre. Darob geriet ein dritter in Angst und begann, sich heftig vor dem Winde zu bekreuzen. „Ach", rief ein vierter, „wie tut mir doch der Kopf so weh! Aber nun möge es gehen, wie Gott will. Soll ein Unwetter herankommen, ach, wir werden geringe Freude davon haben." Da erhub sich ein gewaltiges Trauern und Wehklagen unter ihnen, der beklagte sein Leben, jener Kinder oder Weib, einer seine Seele, ein andrer Geld und Gut. Mit Händen und Füßen ging es an ein Schwören und Geloben, sie wollten Buße tun für alle ihre Sünden, so daß ein allgemeines Schreien, Tosen und Lärmen entstand. Der Morgen kam, und sie fuhren immer noch in Sorgen und waren, weiß Gott, noch nicht einmal halbwegs bis Brindisi. Und obwohl das Meer des Weins nun auf das höchste stieg, war dennoch weit und breit kein Land in Sicht, so daß sie zu Gott zu flehen begannen: „Hilf, Herr, hilf den armen Geschöpfen deiner Hände, gib

Lehre und Rat, sonst müssen wir gänzlich verderben!" Da sah einer von ihnen einen reichen Bürger, der vom Tisch unter die Bank gefallen war, auf dem Boden liegen. „Gefährten!" rief er, „danket alle Gott, daß er uns geholfen hat! Denn nun soll Rats werden in dieser großen Wassernot! Hier liegt einer von uns Pilgern tot auf der Erde, der war Schuld daran, daß das Meer sich so heftig erboste! Nehmt diesen toten Mann, der uns nichts hilft, und werft ihn aus dem Schiffe ins Wasser, so wird es mit Toben aufhören." „So walte unser der große Gott!" riefen alle auf einmal, „er ist sicherlich ein Verdammter gewesen, daß ihn das Meer so schlecht leiden mochte." Froh des Rates, standen diejenigen, die noch einigermaßen zu gehen vermochten, auf, drangen gemeinsam herzu und hoben den Liegenden unter zornigem Geschrei an das hochgelegene Fenster. Der Mann begann zu rufen: „Laßt mich, Ihr seht doch, daß ich nicht tot und so gesund wie Euer einer bin". Aber sie schrien einer wie der andre: „Ihr seid ein Verdammter, Euer Leben ist ohnehin verwirkt!" und warfen ihn, was er auch rief und bat, zum Fenster hinaus vor

die Tür, mitten auf die Straße. Das ging kräftig über Stock und Stein, daß ihm Arm und Bein davon zerbrach. Dann setzten sie sich fröhlich wieder hin und tranken weiter. Der Söller schwamm von Wein, sie aber waren allen Streits und Kummers ledig und sprachen untereinander: „Uns ist großes Heil widerfahren, daß wir den Verdammten noch rechtzeitig hier liegen gesehen haben. Aber Gott selber hat ihn vertrieben und aus dem Schiffe geworfen mit seiner göttlichen Hand, als das Wasser schon über den Bord schlug. Heil uns, daß er unsere Gebete erhört hat." Und laut begannen sie, Gott Lob und Preis zu singen. Der Bürger, der unten lag, schrie zwar mit durchdringender Stimme Zetermordio, sie aber hörten es nicht, denn sie sangen und freuten sich unbändig, daß sie die Fahrt gen Akers unternommen hatten.

Inzwischen war es Tag geworden, da lagen sie überall wie die gemähten Garben umher, auch der Wirt lag bei seinen Gästen mitsamt dem Küfer, der statt der Rechnung den Wein im Kopfe hatte. Einige Nachbarn, die von dem Gelage gehört hatten, kamen nun herbei und riefen die Sinnlosen an: „Heda, Ihr,

habt Ihr nun nicht lange genug gewacht und mit wüstem Lärm die Nacht verzecht? Die Sonne steht wohl schon baumhoch!" „Das mögt Ihr uns nicht mißgönnen", entgegneten die Trunkenbolde, „wir sind die Nacht mit großen Freuden über Meer gefahren, gewaltig und ganz ohne Waffen. Gott hat uns geholfen und guten Wind gegeben, später aber erhob sich ein großes Unwetter, daß uns das wilde Wasser gewaltig in das Schiff rann. Wir wären rein ertrunken, hätte nicht einer der Pilger einen Mann entdeckt, der tot im Schiffe lag. Den warfen wir nach Gottes und des Schiffsherrn Gebot ins Meer, so wurde zum Glücke der Sturm und der Donner besänftigt."
Unterdessen hatte der Bürger, der aus dem Fenster geflogen war, immerzu laut geschrieen und Klage erhoben. Von allen Seiten strömten die Leute zusammen und drängten sich um ihn. Als seine Freunde sahen, welcher Schaden ihrem Verwandten geschehen war, liefen sie zornig hinauf, um die zu erschlagen, die das getan hatten. Aber die Trunkenen erwiderten: „Was wollt Ihr von uns? Haben wir darum Gott gedient und auf dem heiligen

Pilgerwege alles verzehrt, was wir besaßen, damit Ihr uns nun feind sein sollt? Hätte der Mann uns nicht gerettet, wir wären allsamt verloren gewesen. Auch taten wir nichts, als was der Schiffsherr uns hieß — halleluja!" Aber die Freunde waren damit nicht zufrieden, drängten mit klingenden Schwertern herzu und forderten Rechenschaft. Das wäre ein böser Sturmwind geworden, hätten sich nicht einige von den Nachbarn ins Mittel gelegt und zum Frieden geraten, da alles nur von der großen Trunkenheit gekommen sei. Damit nahm jeder seinen Freund unter den Arm und führte ihn zu Bette, wobei es wohl wunderlich genug hergegangen sein mag. Volle drei Tage schliefen die Trunkenen. Als sie am Morgen des vierten erwachten, standen sie, nichts Gutes ahnend, auf und wurden rot vor Scham, als sie des Schadens inne wurden, den sie angerichtet hatten. Der Bürger, der reichlich Zeit brauchte, seine zerbrochenen Glieder wieder zu heilen, verklagte sie, und sie mußten froh sein, als zweihundert Pfund Silbers als Sühne genügend erachtet wurden. Mit so viel Geld freilich ist es nicht schwer, bis nach Akers in Palästina zu kommen.

Die drei Wünsche

Ein Mann sprach einmal zu seinem Weibe: „Gott tut großes Unrecht an uns, daß er uns so elend in Armut leben läßt. Soll es bis zu meinem Tode nicht anders werden, eher möchte ich mich selber töten. Mich grämt unsere Armut so sehr, daß ich nicht weiß, was beginnen, und ich bin Leides und Zornes übervoll. Ich wüßte nicht, daß ich mich je wider Gott oder dich vergangen hätte. Oder hast vielleicht du etwas wider Gottes Gebot getan, dann sag' es mir, daß ich dir büßen helfe!" Aber die Frau erwiderte, sie habe nie etwas begangen, daß nicht auch er daran beteiligt gewesen wäre. „Dann", rief er, „ist mir wahrlich unbekannt, weshalb Gott uns so sehr aller Ehren und Güter beraubt, aber glaube mir, wenn wir nur recht wollten, er gewährte uns sicherlich, was wir begehren. Darum laß uns wachen und inbrünstig bitten

Tag und Nacht, daß er uns groß Gut verleihe, so wird er uns willfahren." Damit war die Frau gerne einverstanden, denn auch ihr schien ein schneller Tod dem langen Leiden vorzuziehen. So säumten sie denn nicht länger, beteten, wachten und fasteten mit Anstrengung und kannten keine Ermüdung, bis Gott ihnen endlich einen Engel sandte, der dem Manne erschien und also zu ihm sprach: „Was bittest du um Reichtum? Solltest du reich sein, Gott hätte dir längst dein Recht getan und Güter gegeben, wie er jenen ihr Recht tut, die zu hohem Reichtum geschaffen sind. Ich bin der Engel, der dich zu schützen hat, aber deine Torheit macht meine Arbeit zuschanden und bringt mir nichts als Leid." Da erwiderte der Mann: „Daß ich so arm bin, darin hat Gott mir Gewalt angetan und ich werde so lange darum bitten, bis er mir meinen Willen tut." „Wohl", sprach da der Himmelsbote, „da du nicht Gott, noch mir Glauben schenken willst, so sollen dir alle Güter der Erde zuteil werden, damit du dein Heil mit ihnen versuchest. Wirst du dann doch ein armer Mann, so ist die Schuld an keinem andern denn an dir. Dreier Wünsche Ge-

walt soll dein sein: was deine drei ersten Wünsche sind, das wird wahr. Und lebtest du tausend Jahre, du hättest genug und übergenug, nun sieh zu, ob der Reichtum Lust hat, bei dir zu hausen." „Hei, so bin ich reich", erwiderte der Mann und eilte schnell zu seinem Weibe hinein. „Weib", sprach er, „unsere Not ist geendet, mehr, als wir selbst erbeten haben. Drei Wünsche sind uns gegeben, die werden alle wahr. Nun rate, was da am besten zu wünschen wäre? Wie wär's mit einem großen Berg voll Gold und einer festen und hohen Mauer darum, damit uns das Vieh nicht dran kann? Oder mit einem Schrein voll guter Pfennige, die sich nie vermindern, wieviel ich auch davon wegnehme oder andern zu nehmen erlaube?" Da entgegnete das Weib: „Ich höre, daß wir wahrlich Überfluß haben und nicht zu sparen brauchen. Darum tu, worum ich dich bitte, und überlaß einen von den Wünschen mir, mit den zweien, die übrig bleiben, hast du, denk' ich, mehr als genug. Ich habe, weiß Gott, auch meine Knie gebogen, und wenn Gott uns so wohl getan hat, so ist es nicht minder durch mein Ge-

bet als durch das deine geschehen. Deshalb sträube dich nicht länger und gib mir den Wunsch, der mir gebührt!" „Du sollst ihn haben", antwortete er, „aber paß' mir auf, daß du was Rechtes dabei wünschest!" „So wolle Gott", sprach sie sogleich, „ich hätte jetzt das schönste Kleid auf dem Leibe, daß je ein Weib in dieser Welt getragen." Kaum war der Wunsch geschehen, so hatte sie es auch schon an. „Unseliges Weib", rief da der Mann, „hättest du nicht gleich alle Weiber so schön kleiden können? Aber du bist nie jemandes Freund gewesen und hast eine geizige Seele. Daß dir doch das Kleid in den Bauch führe, wenn du so gefühllos bist, daß du einmal satt daran würdest!" Sogleich wurde das Wort wahr: das Kleid fuhr in das Weib und saß ihr im Bauche. Da begann sie fürchterlich zu schreien, denn ihr war mehr als übel, und schrie und schrie immer lauter. Als man den Lärm vernahm, kamen die Nachbarn von allen Seiten zusammengelaufen und fragten, was es da gäbe? Da sagte sie ihnen, was geschehen war und daß ihr Mann sie in diesen Zustand gebracht.

Das erfüllte ihre Freunde mit Zorn, lärmend und drohend drangen sie auf ihn ein und riefen: „Erlöst das Weib, sonst soll es Euch übel ergehen!“, zückten ihre Messer und wollten ihm an's Leben. Als er sah, wie die Frau litt und zudem seine Feinde ihn bedrohten, blieb ihm keine Wahl: „So möge denn Gott sie sanft erlösen“, rief er, „daß sie gesund sei wie vordem.“ Da hörten die Schmerzen auf und alles stand, wie es ehdem gestanden. So hatten die drei Wünsche ein schmähliches Ende genommen und die Beiden waren arm, wie sie es immer gewesen. Der Mann aber, dem man Schuld daran gab, ward eine Schande und ein Spott für alle Welt und wurde von den Leuten so grimmig verhöhnt, daß er am Ende vor bitterm Leide starb und verdarb.

Weib und Mann

Ein Mann sprach zu seinem Weibe: „Glaubst du denn, daß ich zeit meines Lebens bei dir bleiben werde? Ein Jährlein noch und du kannst gehen. Über vierzig Wochen sind wir geschiedene Leute, nicht einmal dreißig halt' ich's noch aus. Warum sollt' ich das noch volle zwanzig Wochen erdulden? Laß sechzehn vorüber gehen und es ist vorbei zwischen uns, in der zwölften lauf' ich davon. Ja, ich will ein Schurke sein, wenn ich nicht in sechs Wochen ein Ende mache. Wenn aber Gott mir das Leben schenkt, so dauert es keine vierzehn Nächte mehr: in sieben Tagen mach' ich mich über den Berg. Drei Tage will ich es noch auf mich nehmen, aber das beste wäre, wir trennten uns morgen. Ach, wie soll ich es ertragen, diesen ganzen Tag noch bei dir zu bleiben? Darum will ich es nicht anders, du mußt sogleich von mir! Sah

ich denn den Teufel in dir, daß ich so lange bei dir ausgehalten habe und dich nicht aus meinem Hause trieb? Du bist böse und falsch, häßlich und geizig, verschrumpft und schmutzig, deine Arme riechen wie Harz. Du bist aller Weiber Ausbund und der Welt ein Übelbefinden und Schandfleck. Und wenn mir einer drei Pfund gäbe, daß ich bis morgen bei dir bleibe, sie gälten mir nichts, denn mir gruselt, wenn ich dich ansehe. Hätt' ich einen Sack voll von Pfennigen, ich gäb' ihn mit Freuden, wär' ich nur schon eine Meile von dir! Und wäre die Erde mein, weg damit, wenn ich dir bloß aus den Augen wäre!"

Da erwiderte das Weib: „Bei meinem Leben, so soll es sogleich an ein Scheiden gehen! Höchstens, daß wir noch bis morgen beisammen bleiben. Du sagst, ich gefalle dir so übel, gut, das soll dir nicht geschenkt sein, in zwei Wochen geh' ich meiner Wege. Und wenn es dir das Herz abbricht, länger als dreißig Tage sieht mich niemand hier, und kämst du mit deiner ganzen Verwandtschaft daher, über acht Wochen ist das Liedlein versungen. Nicht der Kaiser möchte mich

zwingen, mehr als ein halb Jahr bei dir auszuhalten. Aber eins sage ich dir, ich bin dein Weib, so kann nichts als der Tod uns scheiden, und nicht Gott noch Teufel wird mich hindern, daß ich nicht in Ewigkeit bei dir bleibe. Ich breche dir den Hals wie einem Huhn, wenn du ein Wort dagegen sagst!" Da duckte er sich und sprach: „Laß deinen Zorn fahren, wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich den Tag gesprochen habe, ich glaube, ich war betrunken. So mir unser Herr Jesus helfe, du warst und bist mir so lieb wie mein eigenes Leben. Nie ward ein besser Weib geboren, alle Gelehrten zusammen vermöchten deine Tugend nicht zu Ende zu schreiben. Du bist ein Weib wie die Sonne vor den Sternen, alle Frauen müßten bei dir in die Schule gehn. Dein lieblicher Leib glänzt vor aller Frauen Lieblichkeit, dir müßte die Welt gehören, dir ein Leben in ewiger Jugend und Kraft beschieden sein!" Sie entgegnete: „So sei dir vergeben, was du mir angetan hast!" Da küßten sie sich, er nahm sie bei der Hand und führte sie zum Bette. Als sie darinnen lagen, lachten sie und sangen mitsammen ein Lied in einer hohen Weise.

Das Schrätel und der Wasserbär

Einst sandte der edle König von Norwegen dem mächtigen Könige von Dänemark einen großen zahmen Wasserbären zum Geschenk und ließ das Tier durch einen wegkundigen normannischen Bauer, der es führen und pflegen mußte, an den Ort seiner Bestimmung bringen. Nachdem die beiden über See gefahren waren, gelangten sie nach Dänemark, in des Königs Land. Als sie sich ausgeschifft hatten, nahm der Bärenmeister den Bären an die Leine und trabte gemächlich mit ihm weiter, bis der Abend ihn zur Eile zwang, wenn er noch vor Nacht eine Herberge erreichen wollte. Endlich sah er ein schönes Dorf vor sich liegen, da wandte er sich hin, den Bären getreulich zur Seite. Angelangt, hoffte er in einem Hofe, der stattlich und geräumig vor ihm lag und einem Ritter oder einem andern reichen Manne zu ge-

hören schien, ein gutes Nachtquartier zu bekommen. Bald fand er denn auch den Herrn des Hofes, der traurig vor dem Tore stand, einen guten, einfältigen Bauer, der, ob er auch selbst sein Brot in saurer Arbeit erwarb, doch gerne auch andern davon mitteilte, wenn man ihn fromm und bescheiden darum bat. Als der Normanne mit dem Bären ihn gegrüßt hatte, dankte er ihm mit einem schönen „Vergelt's Gott!" und hieß ihn willkommen. „Freund", sprach er dann, „was in Christi Namen führt Ihr da für ein Tier an der Hand? Ist es heilig oder unheilig oder gar ein Meerwunder? Es sieht so erschrecklich aus, muß ich mich nicht vor ihm fürchten?" „Nein, Herr", entgegnete der Normanne, „das braucht es nicht. Es ist ein zahmer Wasserbär, der ehrenreiche König von Norwegen sendet ihn Eurem kühnen Fürsten zum Präsent, und ich soll ihn führen und hinbringen. Lieber Wirt, nun tut mir die Liebe und laßt mich unter Eurem Dache die Nacht verbringen." Da sprach der gute, einfältige Däne: „Ach, leider habe ich gar keine Macht über meinen Hof und mein Haus". „Wie kann das sein?" fragte der

Normanne. „Ein Teufelswesen oder höllisches Gespenst ist zu mir in meinen Hof gekommen", erwiderte der Wirt, „und hat mir alles geraubt, was ich je an Freuden gewann. Ich kann auf keine Weise herausbekommen, von welcher Art Geschöpfen es sei: seine Hand ist schwer wie ein Blei, wen es mit seinem Schlage erreicht, der fällt zu Boden, er sei so stark wie er wolle und seine Klage noch so groß. Von seiner Gestalt und Gliedern habe ich leider nie etwas gesehen, aber das sage ich Euch, ich wüßte kein Tier, das so große Kraft besäße und so gelenk wäre, wie dies Gespenst: Tische, Stühle und Bänke sind ihm nicht schwerer als ein Ball, Schüsseln und Töpfe fliegen in die Luft und zu Boden, es rumpelt und kracht, Ofenbretter und Ofensteine, Körbe und Kisten wirft es lärmend durcheinander, so daß noch alles entzwei und drunter und drüber gehen wird, was in meinem Hofe ist. Zudem habe ich Angst für mich selber und mochte nicht länger in dem Hause bleiben. So hat es mir Gesinde und Vieh vertrieben und haust nun ganz allein auf dem Hofe. Ach, ich habe viel Ungemach von ihm zu dulden: denn nun

lebe ich, wie Ihr seht, ohne Hausrat hier außen in einem Hüttlein, das ich mir aufs Feld gebaut, und muß all meinen Hausfrieden zerstört und zerrüttet sehen." „Lieber Wirt", entgegnete der Gast höflich, „Ihr tut mir herzlich leid. Dennoch bitte ich Euch, wollt mir gestatten, daß ich über Nacht darinnen bleibe. Vielleicht hilft mir Gott, daß der Teufel und sein Trug mir nicht nahe kommt." „Wenn Ihr Euch traut", meinte der Wirt, „ich gönnte es Euch wohl. Aber die Wahrheit zu sagen: es kommt mir recht unsinnig vor." „Gebt mir und meinen Bären nur etwas zu essen", erwiderte der Normanne, „ob ich Euch dann unsinnig oder klug erscheinen mag, ich wag' es, geh's, wie es wolle." „Nun, wenn Ihr durchaus keinen Rat annehmen wollt", sprach der Wirt, „an mir soll es nicht liegen. Ich gebe Euch gern, was ich habe, und bitte Euch, mit meiner einfältigen Armut vorlieb zu nehmen." So gab er ihm denn nach Landesbrauch Bier und Brot, Fleisch, Rüben, Salz, Eier und frische Butter und für den Bären einen Widder. Der Gast dankte ihm herzlich, packte seine Speisen zusammen und begab sich in

Gottes Namen mit dem Bären in den Hof hinein. Dort legte er den Gottessegen vor sich nieder und ging in ein Backhaus, das er bald herausgefunden hatte. Die gruseligen Erzählungen des Wirts waren ihm recht gleichgültig: frisch machte er sich ein Feuer an, denn ihn hungerte weidlich, und sott und briet sein Essen darauf. Als dieses fertig war, aß und trank er fröhlich, gab auch seinem Bären so viel, daß er satt davon wurde, und legte sich dann, von Müdigkeit übermannt, auf eine Bank nieder, wo er bald einschlief. Der Bär, gleichfalls vom vielen Gehen ermattet, legte sich, als er genug hatte, zum Feuer und streckte die müden Glieder.

Als nun Mann und Bär im tiefsten Schlafe lagen, horch, da kam ein Schrätel leise dahergelaufen, das war kaum drei Spannen lang, und hüpfte eilig an das Feuer: es war grauenhaft häßlich anzusehen, hatte ein rotes Käppel auf dem Kopfe und trug ein Stück Fleisch, auf einen eisernen Spieß gesteckt, in den Händen. An dem Feuer setzte sich das Wesen hin und begann, sich das Fleisch zu braten. Als es den Bären gewahrte, dachte es: „Was will dieses Untier hier?

Greulich genug sieht es aus und dulde ich es da, möchte es mir am Ende zum Schaden geraten. Nein, ich muß es vertreiben, hab' ich die anderen verjagt, so soll mir auch dieses weichen." Giftig blickte es auf den Bären, schielte immer wieder nach ihm hin, zuletzt gab es sich einen Ruck und führte mit dem Spieß einen Schlag auf den Nacken des schlafenden Tieres. Der Bär rümpfte sich und greinte es an. Da sprang das Schrätel beiseite und briet sein Fleisch weiter, bis es von Schmalze troff. Dann schlug es den Bären noch einmal, dieser aber rührte sich nicht. Als nun das Schrätel sah, daß der Braten in der Hitze brauste und prasselte, schwang es den Spieß mit dem siedenden Fleisch hoch über seinen Kopf und schlug damit aus Leibeskräften den Bären um das Maul. Da blieb denn der Bär auch nicht länger geduldig liegen, fuhr auf, lief den Kobold an, daß er ihm nicht entrinnen konnte, faßte ihn mit den Tatzen und begann ihm so grimmig zu beißen, zu kratzen und mit gekrümmten Klauen auf ihn einzuschlagen, daß dieser laut und jämmerlich zu schreien anhub: „Weh, Herr, weh! Weh, Herr, weh!" Aber so klein und winzig seine

Glieder auch waren, das Schrätel hatte doch Kraft und griff hinwieder dem Bären in den Schlund, zerrte, biß, kratzte und raufte ihn, daß er vor Zorn laut aufbrummte und so schrecklich zu brüllen begann, daß der ganze Hof davon erdröhnte. Sie tobten so grausam, es war ein rechtes Wunder, wenn sie am Leben blieben: bald war das Schrätel oben, bald der Bär, so wälzten sie sich und kratzten und heulten, bissen und schnoben, hieben und zerrten so grimmig, daß der Bärenmeister in seinem Schrecken in den Backofen kroch und gar traurig aus der Ofentür herausguckte. Das Herz wollte ihm brechen für seinen guten Bären, als er so aus seinem Lugloch das jämmerliche Schauspiel sah. Das Schrätel und der Bär aber rauften weiter, bis es schon gen Mitternacht ging. Da endlich gelang es dem braven Tier, den Kobold doch zu überwinden, so daß er floh und verschwand, Gott weiß, wohin. Da legte sich der Bär wieder auf den Estrich nieder und streckte erschöpft die Glieder von sich.

Der Normanne sah dies alles wohl, trotzdem aber kam er nicht aus dem Ofen heraus, sondern

blieb, zitternd vor Angst, bis zum hellichten Tage darin. Dann erst kroch er, rußig von oben bis unten, aus der Ofentür. Darauf nahm er seinen Bären und führte ihn aus dem Hofe hinaus. Der Wirt stand schon vor dem Tor und bot dem Gast einen guten Morgen. „Lebt Ihr noch, guter Mann?" fragte er, denn er hatte den schrecklichen Lärm wohl vernommen, der nachts in dem Hofe vollführt worden war. „Ja", meinte der andere, „so Gott mir's gönnt, gedenke ich noch ein Weilchen weiterzuleben." Um es kurz zu machen: er dankte dem Wirte herzlich, nahm Abschied und ging von dannen, den zerschundenen Bären an der Leine.
Als der Bauer nun desselbigen Tags seinen Pflug gerüstet hatte, fuhr er damit aufs Feld, begann zu ackern und führte und trieb seine Ochsen wie alle Tage. Plötzlich aber kam das Schrätel dahergelaufen und stellte sich auf einen Stein: Die Beine waren ihm auf und ab mit Blut beronnen, sein kleiner Leib zerkratzt und zerbissen, das rote Käppel, das es trug, zerzerrt und zerfetzt. Da rief es dem Bauer gar greulich und laut wohl dreimal hintereinander: „Hörst du, du! Hörst du, du! Hörst du, du! Sag',

lebt die große Katze noch, die du im Hause hast?" Der Bauer blickte auf, sah ihm ins Gesicht und antwortete: „Ei ja, dir zu Trutz und Schaden lebt meine große Katze noch, und hat mir, bei meinen guten Öchslein und dem schönen Joch sei's geschworen, heute Nacht fünf Junge geworfen, die hübschesten von der Welt, schlank, weiß und glänzend und alle der alten Katze gleich." „Was? Fünf Junge?" fragte das Schrätlein. „Ja, meiner Treue", sagte er, „lauf hin und schau selbst, so schöne Katzen bekommst du so leicht nicht wieder zu sehen." „Pfi", rief das Schrätel, „pfi! In deinen Hof bringt mich keins mehr hin. Hat mir schon die eine Katze so weh getan, sind es nun ihrer sechs, die täten mich morden", und war im gleichen Augenblick verschwunden. Da freute sich der Bauer, ging heim, zog wieder in seinen Hof und lebte künftig mit Weib und Kind friedlich darin bis an sein Ende.

Zwei Tiergeschichten

1
Der Esel in der Fremde

Es war einmal ein Esel, der immerzu die größten und schwersten Säcke tragen mußte, so daß er bald in die trübseligsten Klagen über sein widriges Schicksal ausbrach. Da vernahm er eines Tages von einem Lande, wo, sagte man, noch nie ein Esel gesehen worden sei und man gar nicht wußte, welch eine Art Tier das wäre. „Wie gut könnte ich es dort haben", dachte er sogleich, „käme ich in dieses Land, so lebte ich ohne Arbeit und gewönne zu dem noch eine bedeutende öffentliche Hochschätzung. Hier ist es mir wahrlich armselig genug ergangen, ich will nicht zögern und mich unverzüglich dahin aufmachen. Werde ich dann dort der Leute gewahr, so lasse ich meine Stimme erschallen, die wird ihnen dann so grimmig

vorkommen, sie werden sich kaum zu atmen getrauen und froh sein, wenn ich sie in Frieden lasse. So kann ich Zeit meines Lebens noch der ungestörtesten Freiheit genießen."

Er machte sich also auf, kam in das erwähnte Land und am Ende auch in eine große Stadt, die es dort gab. Sogleich machte er sich über die erste beste Wiese her, die ihm am Wege lag. Als nun der Besitzer des Grases herbeigelaufen kam, um den Eindringling aus seinem Eigentume zu vertreiben, kehrte sich der Esel zu ihm hin und begann aus Leibeskräften zu schreien, daß die Luft davon erbebte. Da erschrak der Mann heftig und lobte Gott, daß es ihm gelang, dem schrecklichen Tiere zu entrinnen. Rasch stürzte er dahin, wo er das Glockenseil fand, und begann sogleich mit wildem Schalle zum Sturme zu läuten. Die Bürger liefen herbei und fragten alle, was es gäbe? Da sagte er ihnen die Mär, daß ein schreckliches Tier gekommen sei, das würde ihn sicher noch ums Leben gebracht haben und hätte eine gewaltige Stimme und wäre so zornmütig, daß es keineswegs habe von ihm entfliehen

wollen, wie man doch von einem Tiere billig erwarten müßte. Nun stehe es auf seiner Wiese und fresse ihm das Gras auf. Da entstand eine gewaltige Bewegung unter den Bürgern: wer gut zu Pferde war oder glaubte, rascher zu Fuß vorwärtszukommen, setzte seinen Eifer darein, mit den andern in großem Zuge vor das Tor hinauszuziehen. Als sie nun des Esels ansichtig wurden, machten die zaghafteren sogleich halt. Die aber ihren Mannesmut beweisen wollten, gingen ein klein wenig näher hin, auch die Berittenen glaubten, es immerhin wagen zu können. Der Esel befand sich gerade in übermütiger Stimmung, sowohl von dem himmlischen Grase, das er gefressen, als weil er von der langen Ruhe gekräftigt war. Da lief er ihnen, nach übermütiger Eselsart, von Genuß und Erholung üppig geworden, laut schreiend entgegen. Als sie ihn von fern so daherkommen sahen und sein fröhliches Geschrei vernahmen, wandten sie sich stürmisch zur Flucht, der Esel immer hinter ihnen her. Wessen Pferd nicht rasch laufen mochte, der bearbeitete es wütend mit beiden Sporen, denn sie hätten schwören mögen, der Esel würde Beide fressen,

Roß sowohl wie Mann. Wem es gelang, auf einen Baum zu entrinnen oder zeitig die Stadt zu erreichen, der pries sich glücklich. Wo der Weg sich verengte, gab es ein solches Gedränge, daß die Schwächeren und die Kinder schier zu Tode getreten, gekeilt und gestoßen wurden, so daß, wer dessen Gefahr lief, eiligst auf irgend einen erhöhten Stein entfloh. Die Übrigen drängten in wilder Hast nach Hause: mancher, der auf eine Mauer oder ein Dach entwischt war, begann von hoch droben Gott zu preisen. Die Reichen und Angesehenen kamen natürlich zuerst in die Stadt. Kaum drinnen, schlossen sie rasch hinter sich das Burgtor zu und sperrten die Ärmeren aus. Dann warteten sie ab, was nun geschehen würde. Als das arme Volk sah, daß der Weg ihm abgeschnitten war, da entstand außerhalb ein solches Geschrei von den armen Leuten, daß es zum Gotterbarmen war. Alles, jung und alt, war überzeugt, ihr letzter Tag sei erschienen. Es war ein gar verzagtes Heer: sie liefen bis an die Brustwehr und aller Augen schauten nun starr nach dem Tiere hin. Sie glaubten, jetzt müsse das Fürchterliche geschehen. Aber

siehe! das Tier tat keinem den Tod an. Im Gegenteil, so schrecklich es sich auch gebärdet hatte, nun wurde es, als es vor das Burgtor kam und die Rosse nicht mehr sah, wieder recht still und gutmütig und am Ende auch des ewigen Schreiens überdrüssig. Als die in der Stadt wahrnahmen, daß der Esel zu den Leuten ging und sie dennoch ungebissen ließ, da begannen dieselben, die kurz vorher das Tor zugeschlossen hatten, grimmig zu schwören und konnten auf keine Weise davon abgebracht werden, sie wollten vor das Tor ziehen und zu ihren Freunden stehen, um mit ihnen zu erdulden, was jenen zu leiden bestimmt sei. Zwar begann der Esel nun wieder zu schreien, aber kein Mensch floh mehr davor. Sie gingen auf ihn zu, fingen den Narren an seinen langen Ohren und zogen ihn weiter. Dazu sprangen ihrer vier rasch auf seinen Rücken und ritten ihn in die Stadt hinein. Dann berieten sich die Bürger untereinander, dies Tier habe ihnen Gott gesandt, es solle ihnen allen früh und spät die Säcke nach der Mühle tragen, dazu sei es auf das Beste geschaffen. Und so geschah es. Der Esel trug die Säcke der

ganzen Stadt, seit er die Menschen mit seiner Stimme hatte erschrecken wollen. War er vordem das Packtier von Einem gewesen, so war er jetzt ein Esel für Jedermann. Wie es dergleichen auch heute noch gibt.

2

Kater Freier

Zwar hat es schon manche gegeben, deren Herz durch die wunderlichste Hoffart wie besessen war, keiner aber erreichte darin einen Kater, einer einfachen Katze Kind, der noch hoffärtiger war als alle, die seit Beginn der Welt durch ihre Überhebung bekannt geworden. Da ging er eines Tages hin, wo er eine Füchsin fand, und sprach zu ihr wie einer, der es wissen muß: „Nun rate mir, Frau, was ich tun soll! Mir ist wohl bekannt, daß du weise bist und dich auf mancherlei feine Listen verstehst. Deshalb suche ich auch deinen Rat und will dir ansagen, wie es um mich beschaffen ist. Ich habe allein mehr Tugend im Leibe, wie alle übrigen Geschöpfe zusammengenommen, du wirst wohl schon davon gehört haben. Ich würde nie aufhören können,

wollte ich dich wissen lassen, wie viele hohe Vorzüge ich besitze, ich bin weitaus das Edelste, was es auf Erden geben mag. So gern ich nun ein Weib nähme, die mir ebenbürtig wäre, wo auf der Welt möchte ich eine solche finden, so viel ich auch schon gesucht habe? Aber ich bin entschlossen, nicht davon abzulassen. Du hast einen scharfen Verstand: was nun das Edelste sei, das du irgend zu erkennen vermagst, das nenne mir, und ich will seine Tochter zur Frau nehmen, eh' ich ganz und gar unbeweibt bleibe." Da entgegnete listig die Füchsin: „Was Edles ich immer gesehen habe, allem geht die Sonne vor. Sie schwebt so herrlich empor und ist so licht und glühend, daß ich nichts ihresgleichen sonst zu nennen vermag." „Dann muß ich die Tochter der Sonne haben", sprach der Kater, „die Sonne ist hoch und von lieblicher Gestalt und hat so majestätischen Schein, sie mag wohl wirklich recht edel sein. Aber nun sage mir mehr von ihr: Gibt es nicht ein Ding, das noch stärker ist als sie? Das möchte ich gerne wissen." „Wahrhaftig, ja!" erwiderte die Füchsin, „der Nebel ist noch stärker als sie. Der ist so großer Kräfte voll, daß die Sonne gar nicht

scheinen kann, wenn es dem Nebel nicht gefällt." „Wenn dies sich so verhält", sagte der Kater, „so will ich keine nehmen, als die Tochter des Nebels. Wenn dieser so große Kraft hat, daß er der Sonne widersteht, so gefällt seine Tochter mir besser. Nun aber sage, gibt es nicht etwas, das auch den Nebel besiegt und wovor er gedemütigt entweichen muß?" „O ja", sprach die Füchsin sogleich, „du kennst doch den Wind? Der ist auch des Nebels Meister. Wäre des Nebels ein Land voll, wenn der Wind sich rührt, so verjagt und zerteilt er den Nebel so schnell, daß niemand weiß, wo er hingekommen ist." „Das ist gut so", antwortete der Kater, „so will ich meinen Sinn der Tochter des Windes zuwenden. Wie oder wo führe ich besser? Da ihm die Ehre vergönnt ist, so gewaltig einherzufahren, so steht mir seine Tochter immer noch besser an, als daß ich irgend etwas noch Törichteres begehe. Ist aber in der Natur nicht noch irgend ein Ding, das des Windes Gewalt durch die seinige bricht? Das sage mir bei der Liebe, die du für mich als deinen Freund empfindest!" „Ja", sagte die Füchsin, „ich weiß hier nahe bei uns ein großes, altes,

ödes Steinhaus, da hat der Wind schon manchen Saus und Stoß daran getan, und muß es doch stehen lassen, was er auch schon dran getobt nnd gestürmt hat. Denn es hat die Kraft, stehen zu bleiben." Da erwiderte der Kater: „Bei meinem Leben, so will ich kein andres Weib haben, als des Steinhauses Tochter! Wo der kräftige Wind Tag und Nacht stürmt und dennoch nicht zu siegen vermag, des Hauses Kind will ich nehmen, keine andre ziemt mir so wohl. Es wäre denn, daß es etwas gäbe, wovon auch das Haus mit der Zeit schadhaft würde. Ist etwas dergleichen auf der Erde? darüber sprich mir noch!" „Ich kenne das Ding allerdings", entgegnete die Füchsin, „das selbst das Haus besiegt, so daß es am Ende zu Falle kommen wird. Über der Erde und darunter gibt es Wunders viele Mäuse, die haben so viele Löcher durch und durchgebohrt, daß niemand das Erdreich davor bewahren kann, in sich zusammenzustürzen. Nicht lange wird es dauern, so wird man das Haus von den Mäusen sinken sehen." „Da bin ich froh", rief der Kater, „Niemand soll mein Weib werden als die Tochter der Mäuse. Ist aber

auch diesen etwa ein Meister gegeben? Sprich!"

„Ja", sagte die Füchsin, „kennst Du denn die Katze nicht? die braucht nur zu erscheinen, so fliehen die Mäuse in großer Bedrängnis, und welche die Katze fängt, ist sogleich mausetot."

Der Kater stand einige Zeit in Erstaunen da und erwiderte nichts. Dann aber besann er sich, erklärte rundweg, eine Katze zu heiraten, und schlich befriedigt nach Hause.

Wie der Trunkenbold ein Einsiedel wurde

Es lebte einmal ein rechter Lottergesell, der war wegen seiner Unmäßigkeit im Trinken, Essen und Lieben weit und breit bekannt und sah sich zuletzt in der übelsten Lage: denn er hatte mit der Zeit alle Mittel vergeudet, die Gott ihm je beschert. Als es so weit gekommen war, daß all seine Freude ein Ende nehmen sollte, begann ihn Gut und Ehre, die er beide verloren, heftig zu reuen und er dachte in seinem Mute: „Nun habe ich nichts mehr und Freunde und Verwandte fangen schon an, mich träge zu grüßen. Ehe ich so lästerlich weiterlebe, ist es mir besser, daß ich die Welt aufgebe, die mich verleitet hat." Und wirklich: eines Abends, als es schon spät und er schwer betrunken war, schwur er vor allen seinen Freunden einen großen Eid, er wollte Hoffart und Übermut fahren lassen und künftig tun, wie ein Mann tut, der dem Teufel entfliehen

will: schon morgen werde er sich in einen Wald zurückziehen, der sich nahe bei der Stadt befand. „Wer in mein Gebet eingeschlossen sein will", sprach er weinend zu ihnen, „der komme morgen früh hierher, denn ich will Abschied nehmen." „Nu, wartet noch ein wenig, Gevatter", sagten sie, „Eure Sache ist die Nacht lang gut aufgehoben. Ihr seid Weines voll, darum eilt Euch nicht, legt und schlaft Euch aus, dann können wir morgen noch einmal darüber reden." Das gefiel ihm aber keineswegs, zornig begann er zu schwören, länger solle der Teufel ihm nicht zusetzen und er wolle sich zu Gott bekehren. Die Nacht schien ihm ungemein lang, vor Gedanken vermochte er nicht einzuschlafen und rief bis zum Morgen weinend zu Gott. Denn seine Reue war noch neu und hielt ihn wach, bis ihn die Sonne beschien.

Als nun seine Freunde kamen, um zu sehen, ob er sich indessen nicht anders bedacht hätte, waren sie überzeugt, daß Gott hier ein Wunder wirken wolle: denn er erklärte ohne Zögern: „Ich will für immer ein Büßer werden." Da baten sie den Pfaffen, er möge ihm, damit der heilige Geist vollkommen sei

und es ihm um so besser gelinge, eine Messe singen. Der Pfaffe sang und sprach einen großen Segen über den bekehrten Mann. Dann gingen die Freunde alle mit ihm, um zu sehen, wo er bliebe, damit sie ihn finden könnten, wenn es sie einmal zu ihm treibe. So gingen sie in den Wald, etwa eine Meile weit mit.

Da sprach er: „Hier will ich bleiben und nichts soll mich von da verjagen als der gewaltige Tod. Einmal in der Woche bitt' ich Euch, mir Brot zu senden. Solche Gnade sollt Ihr durch mich erfahren, daß Ihr mir's sicherlich gerne geben werdet." Damit schieden die Freunde von dannen. Er legte sich nieder und seine fromme Reue war so groß, daß er nicht einmal mehr weinen mochte. Auch wachen wollte er nicht länger, er hatte Augenschmerzen. Als er sich ausgeschlafen hatte, macht er es, wie die Weisen tun, er lobte Gott mit vielen Worten, daß es ihm noch beizeiten gelungen wäre, den Banden des Teufels zu entrinnen. So lebte er zwanzig Wochen lang, ohne eine Änderung zu ersehnen, denn das Fleisch, das er mitgenommen, hielt noch vor und ließ ihn bei Kräften. Als aber

das Fleisch zu Ende war, wurde ihm so schwach, daß er zu zweifeln begann. Er fing an, auf Wein zu denken und fühlte, daß er wankend wurde. „Ich Esel", dachte er, „wie fang' ich's an? Zurückkehren kann ich nicht: denn ich bin nur so lange etwas wert, als ich hier bin, in der Stadt würde kein Mensch mehr nach mir fragen. Gäb's hier Wein, ich könnte prächtig hier leben." So dachte er hin und her. Man brachte ihm Bohnen, Erbsen und Brot für den Hunger. Aber das erfreute ihn nicht, er hätte um alles in der Welt gern Wein getrunken.

Da, zwölf Tage darnach, kam ein Weib zu ihm, um sich von ihm wahrsagen zu lassen, und wollte ihm Pfennige geben. „Nein", sagte er, „so hätte ich kein rechtes Leben. Es steht geschrieben, Gott lasse sich auch nicht dafür bezahlen, wenn er einem Menschen beistände. Wenn du aber darüber schweigen willst, was ich jetzt zu dir sprechen werde, so will ich dir gerne wahrsagen." „Ja, Herr, gerne", erwiderte das Weib, „dein reiner Leib und deine Seele sind für das ewige Heil geschaffen." „So gehe nach Hause", sprach er, „und bringe mir einen Kopf voll von deinem Wein,

den will ich so lange segnen, bis er wohl gesegnet ist, daß ich darin erblicken mag, was dir in Zukunft an Seel' und Leib widerfahren soll." So machte er, daß das Weib nach Hause ging, einen großen Kopf nahm und ihn voll guten Weines kaufte, indem sie weder Geld noch Mühe schonte. Des andern Morgens ging sie wieder hinaus, wo sie den Einsiedel fand, und wurde gar freundlich von ihm empfangen, noch freundlicher aber der arme Knecht, der den Kopf trug. „Schwester", sprach er, „es ist billig, daß ich dir diesen Gang lohne, der beides, sowohl lang als auch kurz ist: lang durch die Mühe, die du mit Gehen hattest, kurz durch die Seligkeit, die du damit erwirbst. Deine Sünden sind ausgelöscht, Gott hat sie dir nun meinetwillen vergeben." Dann ließ er sie beichten und gewährte ihr feierlich den Ablaß. Den Wein setzte er vor sich und machte mit der Hand und dem Munde eine lange Weile, als ob er einen Segen spräche und inbrünstig zu Gott bete. Dann guckte er in den Wein und rief: „Schwester, dir wird viel Glück und auch Ehre widerfahren, Gott will ein groß Teil seiner Gnade an dich wenden, so

daß dir in kurzem mehr Heil geschehen wird, als je einem Weibe in deiner Verwandtschaft. Bald wirst du es erfahren, nun aber gesegne dich Gott. Geh von hinnen in Frieden! Ich muß an mein Gebet gehen, ich darf es nicht länger versäumen."

Kaum war das Weib mit vielem Danke davongegangen, nahm er den Kopf, setzte ihn gierig an den Mund und trank ihn in einem Zuge leer bis auf den Grund. „Herr Gott", sprach er, „weshalb sollten denn die verloren sein, die gerne guten Wein trinken? Man dient dir doch damit und du weißt wohl, daß ich ohne ihn nicht länger hier bliebe. Wenn du aber willst, daß ich dir weiter diene, so sende mir so viel davon, daß ich mich dran erlaben mag und nicht gezwungen werde, wie ein Ehrloser diese Stätte zu verlassen."

Das Weib war indessen überaus glücklich, einen so guten Gang zu dem frommen Manne getan zu haben. Sie ging zu einer Nachbarin, mit der sie seit langem vertraut war, und sagte: „Wüßtest du, was ich an diesem Tage erfahren habe, du gäbest zehn Pfund darum. So gutes hast du noch nie vernommen." „Was", erwiderte die andere,

„seit wann ist es Sitte bei uns, daß die eine etwas weiß und die andere erfährt es nicht?" „So gelobe mir", entgegnete sie, „daß du schweigen und es niemand weitererzählen willst." Das tat jene mit einem Handschlag. „Ich kann dir das Glück nimmer sagen", fuhr diese fort, „was Gnade du bei dem allerheiligsten Manne finden magst, von dem ich je vernahm. Der Einsiedel in dem Walde, zu dem sollst du bald hingehen mit einem Kopf voll Wein, denn andres nimmt er nicht an, den segnet er und sieht darin, was dir im Leben und im Tode widerfahren wird." Da war es der andern eilig, sie lief wie eine Besessene, um noch vor Nacht zu dem Einsiedel zu kommen, und traf auch richtig noch beizeiten dort ein. Da hörte sie mehr von Gnade, die sie dort finden sollte, als je ein Weib empfangen; und wenn sie nach Rom pilgerte, sagte er, möchte es ihr nicht besser ergehen. Darnach segnete er den Wein und prophezeite ihr manches künftige Heil. Des wurde sie froh und so übermütig, daß sie glaubte, Gott würde fürderhin nur noch tun, was sie ihn heiße. Glücklich eilte sie nach Hause und sagte ihrer Gevatterin Dank. Was

aber den beiden so gut gelungen war, das wußten bald alle Weiber in der Gegend. Da begann eine große Pilgerschaft und alle wollten den Propheten sehen, der immer mehr des Weins bekam und trank. Schließlich gingen auch die Männer mit den Weibern hin und trieben dies so lange, bis ihnen die Mühe zu viel ward. Denn da sich kein Haarbreit von dem versprochenen Heile sehen ließ, wurden sie des Pilgerns überdrüssig und die Betfahrt verlief sich in alle Winde. Da saß er nun wieder ohne Wein. „Oh weh", dachte er, „wo nehm' ich Wein her? Daß man mich jetzt so selten aufsucht, ich weiß wohl, woher das kommt: Ich hause zu ferne hier draußen. Aber eh mich das um mein Behagen bringt, rücke ich lieber ein weniges näher zu ihnen."

Er machte sich auf und ging eine halbe Meile in dem Walde vorwärts. Dort ließ er sich nieder und dachte: „Geht's auch hier nicht, so rücke ich noch ein Stücklein näher." Als seine Freunde ihm Brot brachten, fragten sie ihn, durch welche Not er von dort vertrieben worden sei? „Da kamen sie nicht, die ich zu Gott bekehren und rechtes Leben lehren

soll", erwiderte er, „darum will ich ihnen den Gang kürzen. Denn es ist ein großer Gewinn für Gott, wenn ich den Leuten näher bin. Gäb' es dreiunddreißig meiner Art, wir wären dort nicht so nütze, als ich allein hier, wo man meine Lehre vernimmt."

Aber es kam immer noch kein Wein. „Es ist umsonst", dachte er, „ich muß hinaus aufs Feld, was immer die Leute dazu sagen, denn ich muß Wein haben. Bin ich denn ein Mörder oder Räuber, daß ich hier draußen hausen sollte? Die unter den Leuten wohnen und behaglich ihres Weins genießen, wollen die vielleicht nicht die ewige Seligkeit erwerben? Aber sie machen es eben klüger als ich. Nun, ich denke, der Gott, der sie annimmt, wird auch mich annehmen! Dies hier ist ja ein Platz für Wölfe, Menschen sollen wohnen, wo es Leute gibt und guten Wein."

Damit machte er sich auf und begab sich aus dem Walde. Dort begann er aufs Neue sein Wesen zu treiben, aber die Leute wollten nichts von ihm wissen, da er aus dem Walde gegangen war, und gaben ihm nichts. Da kehrte er kurz entschlossen in die Stadt zurück und sah, wo ein Bissen für ihm abfiel.

Wenn er in der Taberne inmitten von trunkenen Männern saß, erhub er sich plötzlich, ging hin und begann gewaltig zu predigen, daß die Saufbolde allsamt über ihre Sünden weinten, sich an die Brust schlugen und ihm alle wie ein Mann ihre Becher hinhielten: „Trink aus, lieber Meister“, riefen sie, „und wär' es bessres denn Wein, Ihr solltet es auch haben. Diese edle Taberne ist voll Eurer süßen Lehre und des edlen Weins.“ So priesen sie ihn und gaben ihm zu saufen, bis er schlafend unter eine Bank fiel. Er verkam immermehr und diente zuletzt den Kindern in den Gassen zum Spott. Aber der Trunkene predigte und zechte weiter. „Sie sollen mich halten“, dachte er, „wofür sie wollen“, und hub das gefüllte Glas an den Mund.

Der geäffte Pfaffe

Ein Mann, der von seinem Eheweib weidlich betrogen wurde, besaß einen braven Knecht: der bemerkte eines Tages, daß die Frau mit dem Pfarrer im Einverständnis war und die beiden sich heimlich trafen. Das bereitete dem Knechte Kummer, doch verhehlte er es seinem Herrn, denn er fürchtete, dieser würde ihm's übel aufnehmen, so lange er es nicht selbst mit Augen gesehen habe. Der Wirt pflegte oft auf den Acker oder ins Holz zu fahren. Sobald aber die Frau, die hübsch und wohlgewachsen war, sah, daß sie den Hof geräumt hatten, beeilte sie sich, kaufte Met und Wein ein und briet und sott, was es Gutes im Hause gab. Dann ließ sie dem Pfaffen sagen, der Wirt sei nicht zu Hause: da kam er leise wie ein Dieb geschlichen und sie aßen und tranken zusammen, legten sich ins Bett und ergötzten sich nach

Herzenslust. Meist war es noch Nacht, so pflegte die Frau ihren Mann schon aus dem Schlafe zu wecken, und hieß ihn, beizeiten ins Holz fahren. „Denn“, sagte sie, „sparst du die Fahrt auf, bis die Nacht verwichen ist, so wird es zu spät. Die Tage sind kurz, der Wald ferne und die Ochsen träg. Drum spute dich, so lang es noch Zeit ist.“ „Gut“, dachte der Knecht, „treibt es nur so fort! Aber ich will die Wahrheit ans Licht kommen lassen, daß Ihr mir's noch bereuen sollt.“ Des Morgens, als sie sich ans Feuer setzten und ihre Kleider anzogen, erklärte der Knecht, er ginge heut nicht vor die Tür, ehe man ihm nicht zu essen gegeben. Die Frau wurde ärgerlich darüber, brachte aber, als sie sah, daß er Ernst machte, einen Käse und ein Brot und sprach: „Daß du dir den Tod daran fressen möchtest! Ich weiß, du tust es nicht aus Hunger, sondern aus Bosheit, die du immer bereit hast, wenn es was zu versäumen gilt!“ Sie aßen, was ihnen schmeckte, und fuhren von dannen. Als sie aber ein Stück Weges gefahren waren, sagte der Knecht: „Meister, nehmet die Peitsche und fahrt ein Weilchen hindann. Ich muß

umkehren, denn ich habe meine Fäustlinge und meinen Hut zu Hause vergessen.“ Der Meister war unmutig: „Nu lauf mir aber“, sagte er ärgerlich und fuhr weiter, dem Walde zu. Der Knecht aber, froh der gelungenen List, stahl sich wie ein Dieb ins Haus zurück und verbarg sich bei einer Kammer, wo man ihn weder sehen noch hören konnte. Die Frau war indessen vergnügt und bereitete, wie sie es immer zu tun pflegte, vielerlei gute Speisen: sie füllte und briet ein Spanferkel, holte beim Kaufmann eine Kanne guten Mets und buk einen schneeweißen Brotkuchen dazu. Dann sandte sie, wie stets, heimlich nach ihrem Pfaffen, noch ehe sie mit allem fertig war, denn sie konnte es gar nicht erwarten, und setzte sich mit ihm zu Tische. Kaum aber hatten sie zu essen angefangen, so kam der Wirt wieder heim und stieß grimmig an das Tor. Denn dies schien ihm eine neue Geschichte, daß der Knecht zu Hause blieb und der Meister die Rinder selber treiben solle. Als man drinnen den Stoß und die zornige Stimme des Wirtes vernahm, erschrak der Pfaffe heftig: „Hilf, sonst geht es mir ans Leben!“ sprach

er, „ich würde ein rechter Affe, erwischte er mich hier! Hörst du, welch einen Zorn der Mann hat? Ich glaube, mein Stündlein ist da!" Da hieß sie ihn, sich schnell unter eine Bank in einen Winkel verbergen und räumte die Speisen rasch beiseite; der versteckte Knecht sah aber ganz genau, wohin sie alles tat. Da nun den Wirt niemand einließ, stieß er wieder noch grimmiger gegen das Tor und begann, auf das Weib zu schelten. „Wo brennt's denn?" rief diese und lief an die Tür. „Ich kann doch nicht alles fortwerfen, wenn ich just was in Händen habe! Was kommt Ihr denn so früh wieder daher und lärmt mir vorm Tor?" In diesem Augenblicke war aber auch schon der Knecht herumgekommen und schritt durch das Tor hinein, wo die beiden standen. „Welcher Teufel hält dich heute hin, daß du nicht wiederkommst?" schrie der Wirt ihn an. Da machte er eine Märe und sagte, er sei die ganze Zeit lang keinen Augenblick müßig gewesen. Der Meister, der ihn als einen ordentlichen Gesellen kannte, wollte nun nicht länger zürnen und ließ es ihm hingehen. „So fahrt doch endlich!" sprach das Weib

„und schont mir die Rinder nicht! Sonst könnt Ihr im Sommer, wenn Ihr pflügen solltet, die schöne Zeit mit Holzfahren vergeuden! Sputet Euch, bis zwei Fuder geholt sind, ist es, weiß Gott, schon finstre Nacht!" „Vorwärts, vorwärts", rief sie und half selbst den Wagen abladen. Aber der Knecht sagte: „Es ist wahrhaftig noch so früh, zwei Fuder hol' ich Euch mit Leichtigkeit. Seid so gut, Herr Meister, und laßt uns erst noch ein wenig essen, denn mich hungert, daß ich Steine zerbeißen möchte. Nachher könnt Ihr von mir haben, was Ihr wollt, so aber würd' ich Euch wenig Freude machen." „Es sei", entgegnete der Meister. „Meiner Treu, laß' uns essen! Zwar mich hungert wenig, aber hol' mich der Teufel, wenn ich nicht mitesse, eh du mir am Hunger verdirbst." Sie traten hinein, das ging dem Weib heftig an Leber und Nieren. Als sie sich die Hände gewaschen, trug sie Brot und Käse auf und deckte den Tisch mit einem Tuch. „Langt zu!" sagte sie, heimlich aber tat sie manchen Fluch und hätte sie lieber ein Schock Meilen fern von hier gesehen. „Die Frau tut ja heute", sagte der Wirt zu dem Knecht

„als ob sie dich mehr fürchte wie mich. Hätt' ich auf solche Weise zu essen verlangt, wie du es getan hast, ich wäre nicht so gut dabei gefahren." „Meiner Treu!" erwiderte der Knecht, „das darf ich wohl sagen, bei wem immer ich noch gedient habe, der hat es nicht zu bereuen gehabt. Außer einmal. Soll ich Euch das erzählen? Also das war zu einer Zeit, da der Wald gerade im schönsten Laube steht. Da drang eines Tages der Wolf in meines Meisters Schweinestall. Die Schuld war nicht bloß mein, denn ich bemerkte ihn leider nicht, bis das Unheil geschehen war: denn, denkt Euch, das Vieh nahm sich ein junges Schwein aus dem Stall, gerade wie das Ferklein, das dort gebraten liegt, weiß Gott, welches von den beiden größer war." „Deine Geschichte fängt gut an", sagte der Meister, ging fröhlich hin, wo er das Ferkel liegen sah, und brachte es herbei. Aber der Knecht fuhr fort: „Als der Wolf zu den Schweinen gedrungen war und ich ihr Schreien vernahm, kam ich sogleich herangelaufen. Da lagen allerlei breite Steine auf dem Boden, von denen hub ich rasch einen auf, nicht größer noch kleiner als der Brotkuchen, der dort

steht. Gott weiß, wer sie gemessen hat, aber sie sind sich gleich wie ein Ei dem andern." „Gott segne dich!" rief der Meister, „deine Geschichte ist wahrlich, wie eine Geschichte sein soll." Als der Meister den Brotkuchen herabgeholt hatte, sagte der schlaue Gesell: „Da ich also den Stein aufhub und ehe der Wolf mir entrinnen konnte, warf ich und traf die Bestie so heftig an den Kopf, daß sie schier betäubt wurde und so reichlich aus einer tiefen Wunde blutete, als, ich will kein gutes Leben haben, wenn es nicht wahr ist, als dort Met in der Kanne ist, die Ihr da hinten stehen seht." „Teufel, dergleichen Geschichten möchte ich immer hören", rief der Wirt und brachte die Kanne herbei. „Nun vernehmt aber weiter, Meister", sagte der Knecht. „Als ich ihn also getroffen hatte und der Lebenssaft ihm nur so aus der Wunde quoll, wäre er gern entflohen, doch trug es ihn nicht mehr weit. Ich zog ihm natürlich nach und sah, wie er sich in einen Verhau verkroch, wo allerlei Stämme und Äste in Menge zusammengeschlagen waren. Darunter legte er sich nieder und glotzte heraus, genau wie der Pfaffe, der dort unter der

Bank liegt und dem es auch nicht gelingen will, sich's behaglich sein zu lassen." Da sprang der Meister zornig auf und zerrte den Pfaffen am Haare hervor. „Jetzt hat deine Mär wohl ein Ende!" rief er. „Ach, nun weiß ich nur zu gut, weshalb mich die Frau immer aus dem Bette jagt, bevor es Tag geworden." Der Pfaffe ward gebunden und mußte dem Wirt eine große Menge Geldes versprechen, um wenigstens mit dem Leben davonzukommen. Auch das Weib bekam seine Schläge, und er wurde ihr nie wieder hold wie vordem, so sehr sie sich auch um ihn bemühte. Den Knecht aber behielt er zeit seines Lebens von Herzen lieb.

Die drei Mönche von Kolmar

Zu Kolmar lebte einmal ein reicher Mann, der besaß eine ebenso schöne als tugendhafte Frau von kaum zwanzig Jahren, die ihrem Gatten treu und Gott von Herzen ergeben war. Als sie nun einmal vor Ostern ins Kloster der Prediger beichten gehen wollte, zog sie sich an und machte sich auf den Weg. Als der Beichtiger sie erblickte, grüßte er sie auffallend freundlich, worauf sie ihm fromm und schüchtern dankte. Sie aber gefiel ihm gar zu wohl in all ihrer Tugend und Lieblichkeit. Kaum war die Beichte beendet, so bat er sie, ihn zur Buße nachts zu sich einzulassen, so wolle er ihr vergeben. Sie erschrak ob solcher Rede heftig: „Gott", dachte sie betrübt, „wie komm' ich los von diesem Mann?" „Lieber Herr", sagte sie, „ich weiß nicht, ob es angeht. Ich will versuchen, wie es sich zu Hause fügt, und laß' Euch dann

Nachricht zukommen." Der Mönch freute sich dieser Antwort, sie aber ging, voll Gram über das Gebaren ihres Beichtigers, von dannen.

„Wie soll ich nun zu meiner Beichte kommen", überlegte sie und entschloß sich, in das Kloster der Barfüßer zu gehen, die sie gleichfalls als fleißige Beter im Dienste des Herrn kannte. Kaum aber hatte sie ihre Beichte gesprochen, so tat der Barfüßer genau, wie der Prediger getan, und legte ihr zur Buße auf, ihm zu Willen zu sein. Rasch sagte sie ihm dasselbe, was sie auch jenem erwidert hatte, und flüchtete eilig von dannen. „Meine Beichte!" sprach sie bei sich selbst, „wo soll ich nun meine Beichte anbringen?" Traurig ging sie in das Kloster der Augustiner, aber diese schienen nicht um ein Haar besser zu sein als die Prediger und Barfüßer: denn auch hier widerfuhr ihr das gleiche, so daß sie ihre Antwort nun auch zum dritten Male vorbringen mußte und recht wie gehetzt nach Hause floh.

Dort angelangt, legte sie ihren Mantel ab und weinte in heftigem Widerstreite mit sich selbst: denn die Mönche wollten sie mit

falscher Rede verführen, sie aber mochte keinen andern Mann als den ihren. Da kam eben dieser selbst hereingegangen und fragte, als er sie in Tränen fand, was ihr denn fehle? „Liebe", sprach er, „was hat dich so sehr betrübt, so hab' ich dich nie noch weinen sehen." Sie wollte die Tränen vor ihm verbergen und leugnete, daß sie geweint habe. „Was ich gesehen, das hab' ich gesehen", entgegnete er, „das wird mir niemand ausreden." Da wollte sie ihm es denn nicht länger verschweigen, erzählte ihm von dem Ansinnen der Mönche und wie sie ihnen zum Scheine geantwortet, sie werde es versuchen, so daß die Drei nun auf Bescheid warteten. „Das wollen wir gleich haben", sprach der Mann, „höre, was ich dir jetzt sage: Sende schnell einen Boten und laß den einen zur Stunde der Weinglocke, wenn des Abends die Wirtshäuser geschlossen werden, den Zweiten um Mitternacht, den Dritten zur Mette hierher entbieten, und sage, ich sei des Morgens fortgeritten."

Als die Frau dies vernahm, tat sie sogleich, wie ihr geheißen war, sandte zu den Dreien und bestellte sie für die Nacht zu sich. Die

Mönche waren höchst vergnügt über die Nachricht und warteten unruhig, daß es Abend würde.

Als nun der Tag zur Neige gegangen war, ließen der Wirt und seine Frau einen großen Zuber voll Wassers hereinbringen, machten dieses siedend heiß und stellten das wallende Gefäß in die Nähe einer Wand. Bald vernahm man auch schon die Tritte des ersten Mönchs, da spitzten sie die Ohren: der Wirt ergriff rasch einen Kolben und stellte sich damit hinter die Zimmerwand. Als nun der Mönch ins Haus gekommen war, klopfte er leise am Türlein. „Wer da?" fragte die Frau. „Ich bin's, der Bruder Tetia", entgegnete der draußen. Sie ließ ihn ein: „Liebe Frau", sprach er, „nun werd' ich seliger sein als je ein Mann auf Erden." In diesem Augenblicke schlug der Mann den Kolben um die Wand, als ob er irrsinnig geworden wäre. „O weh, Herr!" rief die Frau (denn so hatten sie es vorher verabredet), „da kommt mein Mann, steigt geschwind in den Zuber! Ich will indessen schlafen gehen, so wird er auch bald müde sein und mir nachfolgen." Inzwischen tobte der Mann draußen weiter,

daß das Haus erbebte, der Mönch konnte gar nicht schnell genug in den Zuber springen und verbrannte darin ganz und gar.
Da nahmen sie den triefenden Leichnam und lehnten ihn an die Wand. In kurzem läutete es Mitternacht, da gingen sie hin und paßten auf, wann der Zweite käme. Bald hörte die Frau es an dem Türlein klopfen, und fragte: „Wer ist draußen? Seid Ihr's, lieber Herr?" „Ich bin's", entgegnete der Mönch und wurde sogleich eingelassen. Da aber schlug der Mann zum zweiten Male den Kolben um die Wand, daß es polterte und dröhnte. Der Mönch eilte, was er konnte, in den Zuber zu kommen, und war im selben Augenblicke gleichfalls verbrannt.
Als dies geschehen war und man zur Mette läutete, kam nun auch der dritte Mönch gelaufen: die Frau ging selbst ans Tor und öffnete ihm. Es war gleichsam nur ein einziger Augenblick, daß er hereinkam, der Kolben dröhnte und der Flüchtende in den Zuber fiel. Das Wasser brodelte noch tüchtig und verbrannte auch ihn mit Haut und Haar.
Als dies getan und alle drei verbrannt waren, nahm der Wirt den einen beim Schopf und

zog ihn bis vor die Tür des Hauses. Da kam eben ein fahrender Schüler vorüber und war heftig betrunken. „Sag!" sprach der Wirt, „willst du dir vier Pfennige verdienen?" „Ja", entgegnete der Schüler, „was soll ich tun?" „Da, nimm den Mönch und trag' ihn in den Rhein", sagte der Wirt. Da packte der Schüler den Leichnam, schleppte ihn an den Rhein und warf ihn ins Wasser. Unterdessen trug der Wirt den zweiten Mönch heraus und legte ihn vor die Tür. Als nun der Schüler zurückkam, um sich seine Pfennige zu holen, fuhr der Wirt ihn an: „Was? Ist der Mönch noch immer da?" rief er und zeigte auf den Leichnam, den er soeben herausgebracht. „Daß dich das Mäusle beiß'!" schrie der Schüler, packte den Zweiten beim Haar und trug ihn hin. Kaum war er fort, so setzte der Wirt den Dritten vor die Tür. Als der Schüler nun um sein Geld dahergelaufen kam, stellte er sich erschrecklich zornig und rief: „Bist du schon wieder da? Siehst du nicht, daß er immer noch dort an der Wand lehnt?" „Ich hab' ihn doch soeben in den Rhein geworfen", begann jener laut zu klagen, „der Teufel hole ihn, er liegt

doch im Wasser, wo's am tiefsten ist!" „So guck doch hin, ob er nicht noch da sitzt!" entgegnete der Wirt. „Daß Gott dich verdamme!" schrie der Schüler den Toten an, „bist du mir schon wieder hierher zurückgelaufen?", packte ihn wütend und schleppte ihn fort. Dann eilte er zurück, um endlich seine Pfennige zu bekommen. Da begegnete ihm unterwegs an einer Straße ein Bruder, der eben zur Mette gehen wollte. Kaum hatte er ihn erblickt, so lief er hinter ihm drein, kriegte ihn am Haar und den Kleidern zu fassen und zauste ihn aus Leibeskraft. „Au weh, was hab' ich Euch denn getan?" schrie der Bruder. „Was du mir getan hast?" entgegnete der Schüler. „Bist du mir nicht die ganze Nacht nachgelaufen, daß ich dich auf keine Weise los werden kann? Bist du denn rein des Teufels?" „Bei Gott", verteidigte sich der Mönch, „ich wollte doch nur zur Mette gehen und meine Sünden büßen!" Der andere aber schleppte ihn weiter, ohne auch nur auf seine Worte zu achten. Einen Augenblick gelang es dem Ärmsten, zu entrinnen, aber schon war jener wieder hinter ihm und packte ihn am Kragen: „Was,

Bruder Tollkopf, du willst mir entwischen?" rief er und stieß und boxte ihn von allen Seiten. Was der Pfaffe auch flehte und schrie und Stoßgebete plapperte, er trug ihn unentwegt vorwärts, keuchte, stolperte und warf ihn zuletzt unbarmherzig in den Rhein, wie er den drei andern getan hatte.

Dann ging er zurück zu dem Wirte und verlangte sein Geld. Der freute sich, daß er so wohlfeil davongekommen war und auf jeden Mönch nur ein einziger Pfennig entfiel. Als der Schüler ihm aber erzählte, daß der zudringliche Leichnam ihm eben nochmals unterwegs begegnet sei und er ihn in aller Teufel Namen zum vierten Male ins Wasser getaucht, erkannte der Wirt den Irrtum und beklagte das Los des Mannes, der so ohne Schuld auf das elendeste hatte ersaufen müssen.

Maria und die Mutter

Einer Frau war ihr Mann gestorben und hatte ihr nicht mehr Kinder zurückgelassen als einen einzigen Sohn, der ihr darum besonders lieb war. Nun fügte es sich eines Tages, daß ihr ein großes Leid um ihn erwuchs, denn er wurde gefangen und in Ketten und Halsring von seinen Feinden in den Kerker verschleppt. Da weinte und klagte die Mutter Tag für Tag und schrie zu Marien, sie möge ihr Kind aus seinen Banden und von allen Feinden befreien. So trieb sie es lange, aber all ihr Gebet verschlug nichts und niemand kam, der ihrem Sohn die Tür des Kerkers aufgeschlossen hätte. Da wurde sie des Gebetes, das ja doch nicht erhört wurde, am Ende überdrüssig und begab sich in eine Kirche, darin sich ein meisterlich geschnitztes Marienbildnis mit dem Kindlein auf dem Schoße befand. Als sie sah, daß niemand

sonst in der Kirche war, trat sie einfältig, wie sie war, an das Bild heran, faltete die Hände und fiel traurig auf ihre Knie: „Heilige Jungfrau Maria“, sagte sie betrübt und weinend, „ich habe dich nun so oft gebeten, abends und morgens, du wollest mir gnädig von meinem Kummer helfen und mir meinen lieben Sohn fröhlich von den schlechten Menschen erlösen, die ihn dort gefangen halten. Aber ich sehe wohl, wenn ich zu dir und deinem Kinde rief, so ist es allzeit für nichts gewesen. So will ich denn damit aufhören, denn die Mühe kann ich mir sparen. Doch werde ich dir genau so mitspielen, wie man mir getan hat. Denn wie all mein Trost gestorben ist, so will ich dir dein Kind auch wegnehmen und es als eine Geißel für das meine behalten. Not bricht Eisen. Denn glaube mir, ich bringe dirs nicht wieder zurück, es wäre denn, daß du auch mir meinen Sohn herbeischaffst. Tu, was dir gefällt! Ich trage das Kind jetzt nach Hause.“

Damit trat sie hinzu und nahm ihr das Bild des Kindleins aus dem Schoße. Dann wickelte sie es in ein Tuch und trug es heim in ihr Haus. Heimlich ging sie in ihr Kämmerchen, nahm

allerlei seidene Tücher und anderes Zeug und hüllte das Bild fein säuberlich darein: so legte sie es sorgsam in ihre Truhe. „Wenn deine Mutter dich hier lassen will", sagte sie, „so möge sie's tun! Aber das eine weiß ich: gibt sie mir nicht meinen Sohn heraus, so wirst du ihr nie und nimmer wiedergebracht."
In derselben Nacht aber ging Maria, die allen Menschen gütig ist, zu dem Kerker, darin der Sohn gefangen und elend darnieder lag, öffnete ihm die Tür und löste seine Ketten und Bande. „Liebes Kind", sprach sie, „geh nun frei und ohne Zwang dahin zu deiner Mutter und sage ihr, daß ich dich erlöst habe. Aber sie solle mir nun auch mein Kind wiedergeben, das sie mir vordem an deiner Statt genommen hat."
Da eilte der Knappe fröhlich nach Hause und erzählte der Mutter alles, was ihm widerfahren war. Als diese ihn sah, freute sie sich ohne Maßen, schloß sogleich ihren Kasten auf, nahm das kleine Bildnis heraus und lief damit zu der Kirche. „Hier hast du dein Kind", sprach sie und setzte es wieder in der Jungfrau Schoß, „denn wer kennte wie du, was eine Mutter leidet?"

Der Welt Lohn

Es war einmal ein Ritter, der rang mit allen Kräften spät und früh nach dem Lohn der Welt: Ehre, Pracht und Frauendienst waren die Werke, um die er sich Zeit seines Lebens mühte, und alles Hohe und Gewaltige, das er tat, kam ihm denn auch als Ruhm und Preis zurück: denn alle Zungen erhuben ihn weit über jeden seinesgleichen und priesen ihn als den besten Mann in allen deutschen Landen. Er bedachte und betrachtete die Welt wohl und hatte früh gelernt, wie man sich in den Augen der Menschen erhöht und aufsteigt an Ehren und Würden. Ihm mangelte nichts, den Preis zu erringen, er schien vollkommen an Worten und Werken, lebte freigebig, trug erlesene Kleider, pürschte, beizte und jagte, spielte Schach und die köstlichsten Saiteninstrumente, lag emsig in Turnier und Fehde und liebte die Frauen so sehr, daß alle ihm ergeben wurden

und seinen Leib und seine Treue rühmten. Sein Name aber war Wirnt von Grafenberg.

Eines Tages nun saß er in seinem Gemache und las freudig in einem Buche, das er in der Hand hielt und worin allerlei Liebesaventüren geschrieben standen. Damit vertrieb er sich die Zeit den ganzen langen Tag bis zur Vesper, hingenommen von süßer Rede, die er in dem Buche las. Da kam plötzlich ein Weib dahergegangen, schöner, als er je eines gesehen, vollkommen, mit lieblichen Brüsten und herrlicher als Venus und Pallas und alle Göttinnen, die einst der Liebe ergeben waren. Ihr Antlitz war erleuchtet wie ein Spiegel, ihre Schönheit gab so lichten Schein und Farbenglanz, daß der ganze Palast von ihrem Leibe erstrahlte, und ihre Gewänder und Krone waren so reich, daß keines Goldes Wert sie je aufwiegen konnte.

Erschrocken von dem ungeheuren Anblick, erbleichte Herr Wirnt von Grafenberg. Bebend und fahl begrüßte er die Liebliche und sprach mit süßem Munde: „Frau, seid mir Gott willkommen, ich habe nie Euresgleichen gesehen!“ „Liebster, warum erschrickst du vor mir?“ entgegnete die Leuchtende. „Bin ich

doch dasselbe Weib, für das du von je Seele und Leben gewagt hast. Von mir kam dir der hohe Sinn, von mir hast du gesprochen und gesungen, wenn etwas Süßes dir einfiel. Du bist wie ein Maienreis, blühend in allen holden Farben der Erde, dein ist der Kranz der Ehren von Kindheit auf. Immer hast du mir gedient und dein Sinn war lauter und wankte nicht von mir. Darum komme ich her, daß du mich ganz und gar betrachten magst, wie schön ich sei und über allen Wunsch vollkommen: denn alles dies soll dir zum Lohne werden und wird dein sein, was deine trunkenen Augen an mir erspähen."

Diese Rede kam dem Herrn seltsam vor: denn die Frau sagte, er habe ihr gedient, er aber hatte sie nie zuvor gesehen. „Hohe Frau", sprach er, „begehrt Ihr mich zum Knechte, so will ich Euch dienen bis an meinen Tod. Aber daß ich Euer Dienstmann gewesen bin, wahrlich, davon weiß ich nichts, denn meine Augen haben Euch noch nie erschaut. Wer seid Ihr, Herrliche? Von wannen stammt Ihr und wie nennt Ihr Euch? Sagt mir dies an, damit ich wisse, ob ich je bei meinen Tagen ein Wort von Euch gehört."

„Das soll geschehen", erwiderte die wunderbare Frau, „ich will dir meinen hochgepriesenen Namen sagen. Du brauchst dich dessen nicht zu schämen, daß du mir untertänig bist. Denn mir dient, was auf der Erde lebt, Kaiser und Könige sind unter meiner Krone, Grafen, Freiherrn und Herzoge haben ihre Knie vor mir gebeugt und gehorchen meinen Geboten. Ich fürchte niemand außer Gott, er allein hat Gewalt über mich. Denn ich heiße Frau Welt, der du so lange nachgestrebt. So sei denn also von mir belohnt, wie ich dir nun zeigen will. Sieh her!"
Sie kehrte ihm den Rücken zu: da sah er, daß der allerenden voll häßlicher Schlangen, Kröten und Nattern hing. Blattern und abscheuliche Geschwüre bedeckten die Haut, Fliegen und Ameisen saßen gräßlich darin und die Maden hatten das Fleisch bis auf das Gebein weggezehrt. Ein angsterregender Gestank ging von dem widerlichen Leibe aus und das reiche seidene Gewand schien trüb und fahl wie Asche.

Damit verschwand sie. Der Wirnt von Grafenberg aber nahm bald darauf das Kreuz und fuhr ins Morgenland, um als ein Streiter Christi sich das ewige Seelenheil zu erkämpfen.

Bruder Felix

Im grauen Orden befand sich einmal ein heiliger Mönch, Bruder Felix mit Namen, der lebte versunken in die göttlichen Schriften, demütig wie Hiob und der Himmelskönigin von Grund seines Herzens ergeben. Des Todes eingedenk, kasteite er seinen Leib, dachte reuevoll, wie er den Stricken des Teufels entflöhe, lag des Nachts schlaflos in Gebet und Jammer und verachtete die Ehren der Welt. Keinem Mönche war er gram, schalt nie und vergalt kein Leid mit Leide, sondern ließ Alles schweigend hingehen.

Eines Morgens nun, als die Primzeit vorüber war, ging er aus dem Münster, in einem Buche lesend, wie er Heil für seine Seele erringen möchte, und fand darin das Himmelreich, Freude ohne Schwere und ewig und endlos verheißen. Da hub er seine Hände zum Herrn empor, der solche Freude ge-

schaffen: es breitet sich der Himmelssaal im ewigen Licht, das nimmer verlischt, und eine Seligkeit tut sich auf, die keines Menschen Auge zu Ende sehen, kein Ohr ganz vernehmen und keines Herzens Gedanke denken und messen mag. Er aber mußte zweifeln, denn es dünkte ihn unmöglich.

Da kam plötzlich vom Himmel ein kleines Vöglein geflogen, das sang so lieblich, daß der Mönch aufsprang, das Buch zusammenschloß und vor gewaltiger Freude nicht mehr wußte, wo er war: was er je von Seligkeit gelesen, das deuchte ihn alles nicht wahr, so süß sang das Vöglein, der Schall von tausend Harfen hätte ihm nicht lieblicher geklungen. Der heilige Mann hätte es gern gefangen, aber das Vöglein floh auf schneeweißen Flügeln immer vor ihm her und hörte nicht auf, zu singen: da war es ihm, als vergingen ihm die Sinne, und das Paradies habe sich um ihn aufgetan. Doch das Vöglein flog unaufhaltsam von dannen. „O könnt ich dich festhalten, daß du wiederkämest", rief er, „oh, liebes Vöglein, du hast mir mit deinem Gesange das Herz verzaubert, lebt' ich so lange wie Elias oder säß'

ich gewaltig als Kaiser in dem Palast zu Rom, ich gäb' es hin um dein Singen, denn es ist süßer als aller Vöglein Singen und aller Harfen Schall. Was ist Menschenstimme wider deinen Gesang? O, daß du mir entflogen bist und ich dich nimmer hören soll, davon hat meine Freude sich in Galle getaucht und ich bin betrübt bis auf den Grund meines Herzens."

Da erklang eine Glocke, man läutete Mittmorgen. Schnell eilte er zu der Pforte, reuig und in Sorgen, daß er so lange außen geblieben. Der Pförtner kam, da rief ihm der Mönch von draußen zu: „Lieber Bruder, laß' mich ein!" „Wer seid Ihr?" fragte der Pförtner. „Ich bin ein Mönch, Felix genannt", erwiderte jener, „der Abt und die Gemeinschaft kennen mich wohl." „Wo kommt Ihr her? Ich habe Euch nie gesehen", sprach der Pförtner. „Laß den Spott, Bruder", rief der Mönch, „Gott liebt den Hohn nicht." Aber der Bruder Pförtner versicherte ihm: „Ich bin nun dreißig Jahre in dem Kloster hier gewesen. Doch ich habe Euch nie gesehen und weiß nicht, wer Ihr seid." „Ich bin doch soeben, kaum daß die Primzeit vor-

über war, aus dem Münster gegangen. Ein Vöglein verlockte mich mit seinem Gesang, doch ist es mir listig entflohen." „Ihr seid betrunken, Wasser wäre Euch besser gewesen denn Wein, so müßtet Ihr wenigstens nicht vor der Tür stehen. Ihr bleibt mir draußen, das sag' ich Euch." „In nomine patris", rief da der Mönch, „ich habe heut nacht mit dem Abt zur Messe gelesen und ihm geholfen ein Responsorium singen. Ich kenne den Kellermeister, den Kämmerer, den Prior, seit langem schon les' ich im Kapitel und Chor." „Geht Eure Straße, Ihr rast ja und habt wohl nie ein Wort in einem Kloster gelesen!" schrie der Pförtner. „Verleihe mir den rechten Glauben, Herr!" rief der Mönch zu Gott. „Was ist mit mir geschehen? Wenn ich zur Messe las, war es sonst allen Mönchen angenehm, und mein Gesang macht sie fröhlich. Sollt' ich mich so verwandelt haben, daß sie mir nun die Türe weisen? O dann möcht ich wüten und schreien, daß ich je des Vögleins Singen pries! Und doch: ich rede wie ein Narr! Denn wer es singen hörte, der mußte Freude empfinden und selig sein!" Aber der Pförtner ward zornig: „Wenn Euch

der Wind nicht hereinbläst", sagte er, „so müßt Ihr draußen bleiben!" Da flehte ihn der Mönch im Namen Gottes an, hineinzugehen und den Abt zu rufen.
So begab sich denn jener zu dem Abte und meldete ihm, daß ein Mönch vor der Pforte stehe, der behaupte, vierzig Jahre hier im Kloster gewesen zu sein und heute Nacht noch zur Messe gelesen zu haben, aber es sei alles Lug und Trug, denn er habe ihn nie gesehen. „Hat Gott ihn uns hergebracht", sprach der Abt, „so laß uns brüderlich mit ihm verfahren." Er nahm die Ältesten mit sich und ging an die Pforte. Aber alle sagten aus, sie hätten ihn nie gesehen. „Was ist es mit Euch, Bruder?" sagte der Abt. „Wenn es sich so verhielte, wie Ihr sagt, wahrlich, dies wäre allzu wunderbar. Folgt mir, im Siechenhause liegt ein alter Mönch, der wohl volle hundert Jahre hier im Kloster gelebt hat. Den wollen wir fragen!" Als sie zu dem greisen Bruder gekommen waren, fragte der Abt: „Bruder, kennt Ihr diesen Mann? Er sagt, er habe volle vierzig Jahre hier im Kloster gedient. Vielleicht redet er die Wahrheit." Da antwortete der alte Mönch: „Als ich noch ein

Novize war, lebte in diesem Kloster ein Bruder, Felix mit Namen, der gerne von Gott las, was er in den Schriften geschrieben fand, und wie ein Kristall vor allen Mönchen leuchtete. Er war ein heiliger Mann, eines Tages aber zur Primzeit ging er fort und niemand hörte seither von ihm. Die Gemeinschaft trauerte ihm lange nach, man glaubte nicht anders, als Gott habe ihn zu sich genommen. Er aber ist jetzt zurückgekehrt, denn dieser Mann, der hier vor mir steht, ist der Verschwundene, den ich in meiner Jugend gekannt." „Und wie lange ist dies her?" fragte der Abt. „Es sind wohl hundert Jahre darüber vergangen", erwiderte der Alte. Da ließ der Abt ein Buch herbeibringen, darin alle verzeichnet waren, die seit dreihundert Jahren in dem Kloster verstorben. Da erwies es sich, daß genau hundert Jahre verflossen waren, seit dem Tage, da Bruder Felix dem Vöglein nachgegangen. Ihm aber hatte es nur eine Stunde geschienen: seine Kleider waren nicht zernürbt, nur sein Haar war ergraut. So stand er schweigend in der Versammlung.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03131 3144

